Dienstag — Nr. 133. — 13. Mai 1845.

Leipzig: Die Zeitung erscheint täglich Abends. Zu beziehen durch alle Postämter des In- und Auslandes.

Deutsche Allgemeine Zeitung.

Preis für das Vierteljahr 2 Thlr. — Insertionsgebühr für den Raum einer Zeile 2 Ngr.

«Wahrheit und Recht, Freiheit und Gesetz!»

Ueberblick.

Deutschland. †Dresden. Die Deutsch-Katholiken. Die Elbbrücke. *Ulm. Die Festungsarbeiten. — Die württembergische Kammer. — Das Kloster Lichtenthal bei Baden. — Bairische Auswanderer in Mainz. — Herzog Wilhelm von Schwerin. — Untersuchung wegen Brandstiftung in Hamburg.

Preußen. (+) Berlin. Die jüdischen Reformer. O Halle. Wislicenus. *Königsberg. Die Bürgergesellschaft. Dr. Rupp. Czerski. Die protestantischen Freunde. — Der Prinz von Preußen. — Die Deutsch-Katholiken in Schweidnitz und Krefeld.

Oesterreich. *Presburg. Der Rosenkranzpater. Comitatswirren. Eine Mischehensache. — Die Petition in Betreff der Censur.

Portugal. *Lissabon. Das Budget. Das Ministerium. Graf Villareal.

Spanien. Die Cortes. Hr. Gamboa.

Großbritannien. Parlament. Das Repealfest. Die Bewegung gegen die Maynoothbill.

Frankreich. Die Kammern. Diebstahl. △Paris. Eine Kammersitzung. **Paris. Die Bewaffnungsfrage. Hr. Thiers und Hr. de Lamartine.

Belgien. Unglücksfall.

Griechenland. †Athen. Die Ueberreichung der Congreßbeschlüsse.

Personalnachrichten.

Wissenschaft und Kunst. *Dresden. Theater. Die Kapelle. Altarbild. Prof. Hübner.

Handel und Industrie. *Dresden. Dampfschiffahrt. *Livorno. Die Eisenbahn von Livorno nach Grossetto.

Ankündigungen.

Deutschland.

†**Dresden**, 11. Mai. Ueber unsere hiesigen Deutsch-Katholiken ist jetzt wenig zu sagen, da ihre etwanigen Gemeindebeschlüsse mit denen der leipziger sich durchaus conform halten, eine Uebereinstimmung, die nur erfreulich und fördernd sein kann. So sind auch hier die Beschlüsse des leipziger Concils sämmtlich angenommen worden, man hat sich mit vorläufiger Aussetzung der für dieses Pfingstfest in Chemnitz projectirten berathenden Versammlung aus gewichtigen Gründen einverstanden erklärt, auch von hier aus an die betreffenden hohen Ministerien einen Protest gegen die Anschuldigung der Verfolgung communistischer und radicaler Tendenzen eingelegt, welche in einem Erlaß eines bairischen Landcommissariats vom 8. April ausgesprochen war ꝛc. Jener Protest freilich wird der Natur der Sache nach einen weitern Erfolg nicht haben, er wird wahrscheinlich zu den Acten genommen werden. Indeß läßt sich seine unumgängliche Nothwendigkeit nicht verkennen, da jene Verdächtigung nur aus einer mangelhaften Kenntniß der Sache hervorgegangen, doch für die Entscheidung über das rechtliche Bestehen jener Gemeinden von zu bedeutendem Einfluß ist, den der Sache selbst Fernstehenden durch die herkömmlich angenommene Autorität eines Behördenausspruches leicht irre leiten kann, und überdies so ganz und gar aller und jeder Wahrheit und Begründung ermangelt, daß die bürgerliche Stellung der einzelnen Mitglieder ebenso wie das Interesse der Gemeinden als solcher hier entschieden gewahrt werden mußte. Uebrigens vergrößert sich die Mitgliederzahl der hiesigen Gemeinde allmälig mehr und mehr, und sie wird, nachdem die hauptsächlichsten Aeußerlichkeiten beseitigt sind, mehr Muße zu innerer Consolidirung gewinnen, was ihr sehr zu wünschen ist. Leider muß das Pfingstfest wieder ohne gottesdienstliche Feier für sie vorübergehen, da der Kaplan Kerbler, auf dessen Zurückkunft für diesen Zweck gerechnet wurde, noch zu sehr in andern Gemeinden in Anspruch genommen wird, um die Rückreise nach Wunsch zu beschleunigen. Dem Vernehmen nach wird nun ehestens die Anstellung eines Geistlichen, vorläufig für sämmtliche Gemeinden Sachsens, stattfinden, während die Anerkennung derselben Seitens der Staatsregierung von der Entscheidung der Ständeversammlung abhängig gemacht sein soll, also immerhin noch einige Zeit auf sich dürfte warten lassen.

Unsere Elbbrücke ist denn nun endlich nach drei Wochen, seit dem 9. Mai, für Fußgänger wieder geöffnet, nachdem in der ganzen dem Eröffnungstage vorhergehenden Nacht, trotz gewaltigen Regens, an Beendigung der hölzernen Ueberbrückung, welche nun über die beiden beschädigten Pfeiler und die dazu gehörigen Bogen sich erstreckt, gearbeitet worden war.

***Ulm**, 8. Mai. Mit dem Eintritte der bessern Witterung haben hier die Festungsarbeiten mit einer bedeutend vergrößerten Zahl von Erdarbeitern und mit 780 Maurern, meistens Tiroler, ihren gesteigerten Fortgang genommen. Die Erdarbeiten, von welchen, was die Hauptumfassung der Stadt betrifft, etwa zwei Drittheile bereits am Schlusse des vorigen Jahres vollendet waren, beschränken sich auf die Erweiterung der Gräben und Hinterfüllung der schon fertigen und der Beendigung nahen Mauern sowie auf die jetzt auszuführenden Plantagen, welche, theilweise schon im vorigen Jahre hergestellt, sich ungeachtet der höchst ungünstigen Winterwitterung und der neuerlichen sehr häufigen Regengüsse dennoch gut gehalten haben und bereits wieder zu grünen beginnen. Im Allgemeinen werden die Erdarbeiten an den niedrig gelegenen Fronten in diesem Jahr im Rohen fertig, da der Boden, meist aus Gartenerde und Sand bestehend, gut zu bearbeiten ist und die Vorbereitungsarbeiten in diesen Gegenden mit weniger Schwierigkeiten verknüpft sind als in den höher gelegenen, welche der vielen Schluchten und aufgeschichteten Steinmassen wegen die Ausführung der Nivellements und der Messungen bedeutend erschweren. Auf manchen der eben genannten Theile der Hauptenceinte ist die Ausführung der Erdarbeiten mit ungeheuern Kosten verknüpft, indem schon häufig der Fall eintrat, daß der feste, felsige Boden, aus Süßwasser- und Jurakalk bestehend, unter den schon fertigen Wällen zusammengestürzt ist und somit die letztern wieder ganz neu hergestellt werden mußten. Die Erdarbeiten an der westlichen Stadtfronte werden die Verlegung der ehinger und blaubeurer Straße demnächst nöthig machen; vorerst wird die Passage durch die Festungswerke mittels Hülfsstraßen bewirkt. Was die stuttgarter Chaussee betrifft, so ist das Planum derselben, das theilweise in sehr tiefen Einschnitten, dagegen nur aus geringen Erdanschüttungen besteht, fertig und die Vollendung und Frequentirung dieser neuen Straße wird in diesem Jahre keinem Anstande mehr unterliegen. Wie oben gesagt, haben die Maurerarbeiten mit ungefähr 780 Maurern, welche unter 14 Meister und Polirer vertheilt sind, begonnen. Die in ihren Projetten von so manchem Ingenieur, ihrer genialen Anlage wegen, mit neidischen Augen angesehene Wilhelmsburg wird in diesem Jahr unter den thätigen Händen von 300 tiroler Maurern noch zwei weitere Etagen erhalten und so weit vollendet werden, daß dieser Riesenbau schon in der bairischen Ebene sichtbar werden wird. Das Material an dieser Burg hat das Ansehen, als wollte es der Ewigkeit trotzen, da es meistens aus sehr hartem Süßwasserkalk besteht. Die 1900 pariser Fuß lange pariser Fronte der Wilhelmsfeste wird durch die in diesem Jahr an ihren Escarpen zu erbauenden Decharge-Kasematten und die Aufsetzung der crenelirten Mauern sturmfrei werden und die Anschlüsse der Wilhelmsfeste an die Wilhelmsburg werden durch die zu ihrer Bestreichung in diesem Jahre bis zur zweiten Etage zu erbauenden Thürme in möglichsten Vertheidigungsstand gesetzt; endlich können auch die Werke auf den Geisbergen der dort bereits fertigen vier Wurfbatterien und der in diesem Jahre zu verkleidenden crenelirten Escarpemauern wegen einem möglicherweise überraschenden Angriffe Trotz bieten. Rechnet man nun noch die in diesem Jahre herzustellenden Escarpen der westlichen Stadtfronten und die vorläufig in ihren Erdwerken fertigwerdende östliche Stadtfronte, so hat der Deutsche Bund die Freude, Deutschland von der Seite wenn auch nur dürftig gesichert zu sehen, für deren Vertheidigung eben die Bundesfestung Ulm erbaut werden soll.

— Sämmtliche Foderungen für das Kriegsministerium, mit Ausnahme einer Gehaltszulage für die Lieutenants der Reiterei, die mit 47 gegen 41 Stimmen, einer Erhöhung der Gage des Artilleriecommandanten, die mit 50 gegen 37 Stimmen abgelehnt wurde, und einer Gehaltsvermehrung für einen Gehülfen des Regimentsquartiermeisters der Artillerie, sind von der **württembergischen** zweiten Kammer bewilligt worden. (Schw. M.)

— Das Kloster Lichtenthal bei **Baden** feierte am 1. Mai mit großem Pompe den Tag, an welchem es vor 600 Jahren von der Markgräfin Irmengard gestiftet und, an die Stelle des Klosters Backnang, zum Begräbnißorte des markgräflichen Hauses bestimmt worden war.

— In **Mainz** will sich eine Anzahl bairischer Juden nach Amerika einschiffen.

— Der Herzog Wilhelm von **Mecklenburg-Schwerin** ist am 5. Mai von Schwerin nach Genf abgereist, um dort die in Dresden begonnenen Studien fortzusetzen.

— Die Aachener Zeitung berichtet aus **Hamburg**, daß ein kürzlich dort stattgefundener Brand versicherter Gegenstände von so verdächtigen Umständen begleitet sei, daß deshalb gerichtliche Untersuchung eingetreten, die möglicherweise auf den Urheber des großen Brandes führen könne. Der bei jener Untersuchung betheiligte Handelsmann sei nämlich auch mit einer ansehnlichen Partie Waaren in dem Haus interessirt gewesen, wo aller Vermuthung nach das verheerende Feuer damals ausbrach, und schon zwei Mal wieder, außer dem letzten Falle, habe er Feuerschaden an ihm zugehörigen Gegenständen erlitten, für welche Versicherungsgesellschaften aufkommen müssen.

Preußen.

(+) **Berlin**, 10. Mai. Gestern Abend halb 7 Uhr fand die erste Versammlung der Unterzeichner des Aufrufs an die deutschen jüdischen Glaubensbrüder statt. Die große Zahl derselben und eine fast eben

so bedeutende von Gästen, theils jüdischen, theils christlichen Bekenntnisses, füllte den Saal des englischen Hauses, dessen Orchestererhöhung von Damen besetzt war. Ein Mitglied des provisorischen Comité, der Buchhändler Karl Heymann, eröffnete die Versammlung mit der Bitte, sich heute jeder Discussion zu enthalten, da die Versammlung nur den Zweck habe, ein definitives Comité zu ernennen, dem etwa zu machende Vorschläge dann übergeben werden könnten. Nachdem derselbe dann noch über die Bedeutung, die dieser Tag für alle Zukunft behalten werde, gesprochen, zur Toleranz und zum Vertrauen aufgefodert, ergriff Hr. Ludwig Lesser das Wort und hielt einen längern Vortrag über die historische Entwickelung der verschiedenen und namentlich des letzten, gegenwärtigen Reformversuchs des Judenthums. Der Redner schrieb namentlich dem Mislingen des Jacobson'schen Versuchs zum großen Theil den Indifferentismus und die Apathie zu, in die die Juden darauf versunken, und betrachtete das neue Erwachen des Gemüthslebens als ein plötzliches Wunder, von dem man nicht entscheiden könne, ob es durch die Reformbewegungen der Gegenwart überhaupt oder durch die kürzlich hier gehaltenen Vorträge des Dr. Stern zur Erscheinung gebracht worden wäre. Das provisorische Comité hätte übrigens schon manche Schritte gethan, namentlich auch die Meinung manches Rabbiners über die beabsichtigte Reform eingeholt, könne jedoch aus Discretion solche nicht veröffentlichen. In Bezug auf den Fortgang der Unternehmung erfuhren wir, daß dieselbe in Berlin bereits 248 Theilnehmer zähle, was nicht unbedeutend sei, wenn man erwäge, daß fünf Kategorien ihr fremd bleiben müßten, nämlich die Orthodoxen, Diejenigen, deren Angehörige bereits größtentheils getauft seien, die Indifferenten, die Abhängigen, und endlich, wie Hr. Lesser sich ausdrückte, die Halbgebildeten, die durch Lesen kosmopolitischer Bücher zum Aufgeben jeder Religion gekommen seien. Außerhalb Berlin haben sich in Prenzlau, Marienwerder, Kulm, Köslin, Danzig und einigen andern Städten überall Einzelne den Reformbestrebungen angeschlossen. Interessant war namentlich der Schluß der Rede, bei welchem Hr. Lesser der günstigen Aufnahme erwähnte, deren die Mitglieder des provisorischen Comité von Seiten des Ministers Eichhorn sich zu erfreuen gehabt hätten. Derselbe hätte nämlich versprochen, den in Rede stehenden Bestrebungen nichts in den Weg zu legen, und gerathen, „man solle die geistige Bewegung ausströmen lassen" und „man müsse den Kampf weder suchen noch scheuen". Auf die Befürchtung hin, daß man die Reformirenden für Sektirer ansehen werde, soll der Minister geantwortet haben: „Er habe lange genug gelebt und genug erfahren, um eine Bewegung, die aus religiösem Bedürfnisse hervorgehe, vom Sektenwesen unterscheiden zu können." Dem eben erwähnten Vortrage folgte noch eine Rede des Dr. Stern, die im Wesentlichen Dasselbe enthielt, was den Kern einer kleinen, dieser Tage von ihm veröffentlichten Broschüre: „Die gegenwärtige Bewegung im Judenthum, ihre Berechtigung und ihre Bedeutung", bildet. Die Lebenskraft des Judenthums, der Geist der Zeit und die Gesinnung der Anwesenden seien die Pfeiler, worauf die Reformbestrebungen ruhten. Dieselben gingen aus einem religiösen Bedürfnisse hervor, wonach Alle das Recht in Anspruch nehmen müßten, als echte und gleichberechtigte Söhne des Judenthums anerkannt zu werden, und für das Judenthum das Recht, aus seiner Starrheit in die freie und angeborene Bewegung seines Lebens zurückzukehren. Der Geist der Zeit bestehe in der Macht des Bewußtseins, in der Befreiung vom Unverstandenen, aber auch in der Rückkehr zur wahren Religiosität. Der Redner begreift die Verantwortlichkeit, die diese Bestrebungen mit sich brächten, die Vergangenheit habe ihr Recht, aber auch die Zukunft. Jene rufe der Gegenwart eine Warnung, diese eine Auffoderung zu. Vor Allem müsse man sich vor schnellem Vorwärtsdrängen hüten; es solle ein Werk für alle Juden und für Jahrhunderte (?!) werden, der Geist der Zeit werde es schaffen; wie, das lasse sich nicht bestimmen.

Man ersieht aus dieser Rede, es fehlt vor der Hand noch das Was und das Wie der Schöpfung. Es ist nur die Vorfrage entschieden, daß etwas Neues geschaffen werden solle. Kommt es zuletzt zur Schöpfung, so wird das Geschaffene wol noch Manchem nicht gefallen und er wieder zurücktreten. Ueberhaupt wird, wenn nicht leitende Ideen oder constituirende Einrichtungen eingeführt werden, die sehr verschiedenartige Masse durch rhetorisches Talent allein nicht zusammengehalten werden können. Von folgereichen, gestaltenden Ideen ist aber bis jetzt noch wenig zu merken, und Einrichtungen sind eine sehr riskante Sache, das bewiesen die Mienen Vieler, als zum Schlusse der letztgenannten Rede die Constituirung der Theilnehmer als religiöse Genossenschaft und die Trennung derselben von der Synagoge schon für die nächste Zukunft gewünscht und in Aussicht gestellt wurde.

o **Halle**, 9. Mai. Soeben verbreitet sich hier die Nachricht, daß der Prediger Wislicenus in Folge der gestern stattgehabten Vernehmung vor dem Consistorium zu Magdeburg veranlaßt worden ist, einen vierwöchentlichen Urlaub zu nehmen; für den Fall seiner Weigerung war das Consistorium ermächtigt, ihn gleichfalls auf vier Wochen vom Amte zu suspendiren. Von Seiten der Wislicenus'schen Gemeinde wird dem Vernehmen nach eine Immediateingabe an den König zum Schutz ihres Lehrers beabsichtigt; ebenso von den Notabeln der Stadt. Daß schon früher Magistrat und Stadtverordnete sich dieser Angelegenheit in gleichem Sinn angenommen, ist zu seiner Zeit auch in diesen Blättern gemeldet worden. Die amtlichen Functionen, deren Wislicenus enthoben ist, sind einstweilen an den hiesigen Zuchthausprediger übergegangen.

* **Königsberg**, 7. Mai. In Betreff der Auflösung der hiesigen Bürgergesellschaft haben nicht nur die Mitglieder derselben, sondern auch Hunderte aus den übrigen Ständen und Volksklassen eine Eingabe an die Stadtverordnetenversammlung unterschrieben. Vorgestern wendete sich ein großer Theil von Denen, welche die schönen Montagabende im altstädtischen Gemeindegarten zuzubringen pflegten, nach dem Spazierorte Böttchershöfchen, wo ein prächtiges Artillerieconcert viele Menschen versammelt hatte, und am Abende vereinigten sich diese Alle wieder beim Glase Bier im Gemeindegarten, wo sie als ruhige Gäste musicirten, tranken, sangen, der vergangenen Tage gedenkend. Wie öffentlich angezeigt, findet jeden Montag ein solches Concert im Böttchershöfchen statt. — Ueber den Dr. Rupp durchkreuzen sich hier die verschiedensten Gerüchte. Bald heißt es, er sei schon suspendirt und man zögere nur noch mit der Ausführung des Befehls; bald heißt es aber auch, seine Bestätigung zum Hofprediger wäre auf besondere Verwendung des beliebten hohen Militairs v. J. längst schon hier angekommen und würde auch bald in die Wirklichkeit eintreten. Beides sind indeß wol nur leere Gerüchte, wenigstens in Bezug auf den ersten Punkt ist es gewiß, daß Dr. Rupp am vergangenen Himmelfahrtstage wieder bei überfüllter Kirche im Schlosse gepredigt hat. — Czerski ist noch nicht hier, wird aber in diesen Tagen bestimmt erwartet. Die Mitglieder der neukatholischen Gemeinde mehren sich von Tag zu Tag. Auch für diese in unserer Mitte entstandene Gemeinde fängt man hier an Beiträge zu sammeln. Die erste Sammlung geschah am 5. Mai im Gemeindegarten. — Heute fand die dritte Versammlung der protestantischen Freunde statt, in der namentlich Prediger Detroit einen interessanten Vortrag über protestantische Gewissensfreiheit hielt, der mit vielem Beifall aufgenommen wurde. Auch Juden haben sich der Gesellschaft angeschlossen, was nicht, insofern dieselbe gegen den christlichen Symbolzwang, wohl aber insofern sie gegen jeden Gewissenszwang überhaupt gerichtet ist, gerechtfertigt erscheint. Eine verlesene Adresse an die Freunde in Köthen wird der Secretair Wechsler, ein würdiger Repräsentant Königsbergs, persönlich überbringen. Er ist heute, von den Segenswünschen der Versammlung begleitet, dorthin abgereist. In 14 Tagen kehrt er wieder zurück, um uns über seine Mission Bericht abzustatten. Daß man auch gegen diese Gesellschaft bei uns polizeilich einschreiten wollte, scheint durchaus nicht gegründet zu sein.

— Der Prinz von Preußen hat der protestantischen Gemeinde in **Passau** 100 Thlr. zustellen lassen. (N. C.)

— Die Stadtverordneten von **Schweidnitz** haben beschlossen, der dortigen christkatholischen Gemeinde drei Jahre hindurch jährlich 200 Thlr. aus Communalfonds zu bewilligen. — Nach der Elberfelder Zeitung haben sich auch in **Krefeld** 30—40 Familien zu einer deutschkatholischen Gemeinde constituirt.

Oesterreich.

* **Presburg**, 7. Mai. Der von mir neulich berichtete Vorfall in Betreff des sogenannten Rosenkranzpaters Dominik (Nr. 131) hat, wie man nunmehr mit Bestimmtheit vernimmt, mit der Abführung desselben nach Budweis seinen Ausgang genommen. Der Weltpriester v. Schertz und ein mit Civilkleidung versehener Stadtgardist waren mit diesem originellen Transportgeschäfte beauftragt. Es ist nunmehr an den Tag gekommen, daß dieser Mensch sich auf Unkosten seiner allzu leichtgläubigen Anhänger ein Vermögen von mehren Tausend Gulden sammelte, und nicht ohne Beschämung wird mehrseitig bekannt, daß man schon längst seine unsaubern Umtriebe hätte durchschauen können und sollen. — Im trentschiner Comitate wird das Restaurationsgeschäft noch immer betrieben. Einem Resultate wird von allen Seiten auf das sehnlichste entgegengesehen, denn die sogenannten Korteskedes haben bereits eine unnatürliche Höhe erreicht und gefährden den öffentlichen Sicherheitsstand in einem fühlbaren Grade. Es bewerben sich daselbst Graf Csáky, Pongracz und Ullmann, der Sohn des bekannten pesther Bankiers, um die erledigte Vicegespanstelle. Bewaffnete Beamte durchziehen bereits die Gauen des Comitats, und unlängst wurde ein förmlicher Mord an einem Parteigänger, der sich einigermaßen zweideutig gezeigt hatte, verübt. Das Wohnhaus einer alten achtbaren Dame, der Hofräthin Ghyczy, die mit einem der Candidaten in verwandtschaftlicher Beziehung steht, wurde demolirt, und ihr dadurch ein so empfindlicher Schaden zugefügt, daß sie in einem Frauenkloster ein schirmendes Asyl in den Tagen ihres Alters aufsuchen mußte. Möchte doch der nächstfolgende Reichstag nicht wieder verstreichen, ohne daß diesem gewiß unverfassungsmäßigen Unfuge durch kräftige Maßnahmen vorgebeugt und dadurch einer der Haupteinwürfe, welche gegen die politischen Zustände Ungarns so häufig gerichtet zu werden pflegen, wohlweislich beseitigt wird.

In der Nähe von Presburg zu Petronell, mithin noch auf österreichisch-deutschem Boden, sollte zwischen der siebenbürgischen Gräfin Banffy und dem ungarischen Magnaten Grafen v. Piatschowitsch auf dem Schlosse des Grafen v. Traun das Vermählungsfest stattfinden. Alles war zur Trauung festlich vorbereitet, aus der Umgegend war eine Menge von Gästen geladen. Man begab sich nach der Kirche. Allein in dem Augenblick, als der katholische Pfarrer das Brautpaar einsegnen sollte, weigerte er sich dessen, angeblich aus Gewissensrücksichten, wiewol ihm schon früher bekannt war, daß die Braut der calvinischen Confession angehörte. Als nach einer Pause allgemeiner Consternation der Bräutigam das Wort ergriff und den Pfarrer fragte, ob er bezüglich dieser Angelegenheit sein letztes Wort gesprochen habe, und dieser bei seiner Weigerung unwiderruflich stehen bleiben zu wollen erklärte, äußerte Graf Piatschowitsch: „Nun wohlan, so möge man auch mein letztes Wort hören, daß ich binnen vier Wochen Protestant werden will." Wenn nicht Familienrücksichten den Grafen von der Verwirklichung dieses Entschlusses abhalten, so wird er ohne Zweifel von der Wohlthat des neuen ungarischen Religionsgesetzes Gebrauch machen, obschon er auch jetzt schon das Auskunftsmittel der sogenannten passiven Assistenz hätte ergreifen kön-

nen, das jedoch von ihm, ungeachtet des von dem Pfarrer gemachten Antrags, verschmäht worden war.

— In **Wien** ward am 1. Mai die die Censur betreffende Petition dem Grafen Kolowrat durch Hrn. v. Wildner überreicht. Ein Berichterstatter der Allgemeinen Preußischen Zeitung schöpft aus mehren Umständen, worunter der freundliche Empfang von Seiten des Ministers allerdings ein weit bedeutenderer ist, als daß der Baron v. Sina erst nach der Deputation vorgelassen worden, oder daß der 1. Mai anfangs trübe, dann hell gewesen sei, die besten Hoffnungen.

Portugal.

*Lissabon, 27. April. Ein königliches Decret vom 23. April bestimmt die Staatsausgaben für das ökonomische Jahr 1845 bis 1846 (das heißt für das letzte Halbjahr des laufenden und das erste des folgenden Jahres) zusammen auf 10,797:301,160 Reis oder circa 18 Mill. Thlr. Hiervon sollen haben: 1) die Commission des öffentlichen Credits, Junta do credito publico, welche die Zinsen der Staatsschuld zu bezahlen hat, 2,877:542,417 Reis; 2) allgemeine Ausgaben, z. B. für die königliche Familie, Cortes ꝛc. 2,163:815,166 Reis; 3) das Ministerium des Innern 1,071:200,506 Reis; 4) das Finanzministerium 669:009,942 Reis; 5) das Ministerium der kirchlichen Angelegenheiten und der Justiz 423:048,760 Reis; 6) das Kriegsministerium 2,488:249,170 Reis; 7) das Marineministerium 856:790,013 Reis; 8) das Ministerium des Auswärtigen 247:645,186 Reis. Außerdem ist die Regierung noch ermächtigt, für jede dieser acht Positionen Supplementarcredite anzuweisen, falls obige Summen nicht hinreichen und der öffentliche Dienst es erfodern sollte. Dagegen werden die Staatseinkünfte für dasselbe Jahr auf 10,890:032,758 Reis geschätzt, sodaß also noch ein Ueberschuß sich ergibt, freilich nur auf dem Papier. — Das Decret, welches das Ministerium autorisiren wird, während der Schließung der Cortes nach Gutdünken zu handeln, erwartet man täglich. — Der Graf von Villareal, Schwager des Herzogs von Palmella, scheint in den letzten Tagen vor der Schließung der Cortes zur Opposition übergegangen zu sein, und ist jetzt sehr vertraut mit dem englischen Botschafter Lord Howard de Walden.

Spanien.

Aus **Bayonne** wird dem Morning Chronicle unterm 1. Mai geschrieben, daß nach Berichten aus guter Quelle Don Carlos durch einige seiner einflußreichsten Anhänger die carlistischen Junten in London, Paris, Bayonne und Perpignan habe anweisen lassen, sich aller fernern feindseligen Bestrebungen gegen die Königin von Spanien zu enthalten, wenn sie der gemeinsamen Sache nicht schaden wollten. Es würde mit Einem Worte in diesem Sommer keine carlistische Bewegung stattfinden, indem der Prätendent mit dem madrider Cabinete zu einer Verständigung gelangt ist. Worin diese besteht, wird die Zeit lehren.

— Hr. Gamboa, eine Zeit lang Finanzminister unter Espartero's Regentschaft, ist in Bayonne von San Sebastian angekommen, wo er einige Zeit auf die Anklage hin verhaftet war, an Zurbano's unseligem Aufstande betheiligt gewesen zu sein.

Großbritannien.

London, 6. Mai.

Das Oberhaus erhielt gestern außer Petitionen gegen Bewilligungen für Maynooth auch durch den Herzog von Richmond 160 Petitionen, welche darum anhielten, daß bei Steuererlassen das landwirthschaftliche Interesse nicht aus den Augen verloren werden möge. Als der Präsident des Handelsraths, Earl v. Dalhousie, das Comité über die Auctionssteuerbill beantragte, widersetzte sich der Herzog v. Richmond, weil dadurch eine von Niemand gewünschte Abgabenermäßigung von 300,000 Pf. St. gewährt werde, wobei zudem das landwirthschaftliche Interesse nichts gewinne. Als um einen gleichen Erlaß bei der Malztaxe gebeten worden sei, habe man die Summe für zu hoch gehalten. Der Herzog wollte an den Grafschafts- oder Armensteuern die Landwirthe wenigstens um eine solche Summe entlastet wissen und beantragte, das Comité erst in sechs Monaten zu halten. Der Earl v. Dalhousie hielt ihm jedoch unter Anderm ein, daß die Landwirthe bei den ermäßigten Zöllen von Kaffee, Zucker, Baumwolle, der Aufhebung der Glasaccise jedenfalls auch Vortheile genössen, und nachdem noch einige Redner für und wider gesprochen, wurde die Motion mit 33 gegen 15 Stimmen abgelehnt, und die Bill ging durch das Comité. Das Letztere geschah auch mit der Bill über Abänderung resp. Aufhebung von Einfuhrzöllen, nachdem ein ebenfalls vom Herzoge von Richmond gestellter Antrag auf sechsmonatliche Verschiebung beseitigt worden war; auch der Bericht über diese Bill wurde noch vom Hause entgegengenommen.

— Das Unterhaus war einen großen Theil des Abends mit Eisenbahn- und Privatangelegenheiten sowie mit formellen Fragen beschäftigt. Wegen der gestern schon erwähnten Entlassung des Capitains Fitzroy als Gouverneur von Neuseeland verlas der Unterstaatssecretair Hope eine Stelle aus einer dieselbe betreffenden Depesche Lord Stanley's, des Colonialsecretairs, worin derselbe ausspricht, daß die Regierung, in welcher Art sie auch wankend im Vertrauen auf ihn geworden sein möge, doch nach wie vor unbedingt auf seinen persönlichen Charakter und seinen Diensteifer baue, und daß er daher glauben dürfe, die Maßregel sei mit abgeneigter Unterwerfung unter die unabweisliche Foderung des öffentlichen Dienstes ergriffen worden. Hr. G. Bankes, Mitglied für Dorsetshire, zeigte für die dritte Verlesung der Maynoothbill eine Motion an, damit sechs Monate zu warten. Auf eine Anfrage erklärte Sir R. Peel, daß er keine Gewißheit über Einbringen von Maßregeln zur Erweiterung des Wahlrechts in Irland und zur Abänderung der irischen Municipalbill (Städteverfassung) geben könne. Die Maynoothbill, die Maßregeln wegen der akademischen Erziehung, welche Sir J. Graham am 9. Mai dem Haus entwickeln werde, endlich eine Maßregel für die Verhältnisse zwischen Grundherren und Pächtern, welche das ehrenwerthe Mitglied für Kerry dringend betrieben habe, wären für Irland noch abzuthun. Für die außerdem erwähnten zwei Gegenstände wären zwar schon Vorbereitungen getroffen. Was die Municipalbill anlange, so sei es seine Ansicht, dabei ganz das Princip der englischen in Vollzug zu setzen. Indessen halte er die Erledigung jener andern Maßregeln für zunächst rathsam. Von Hrn. Maclean wurde eine Anfrage über die Unterhandlungen wegen des Durchsuchungsrechts mit Frankreich, und eine zweite über die Anwendung der auf die Jesuiten bezüglichen Bestimmungen der Emancipationsacte und die Zahl der im vereinigten Königreiche sich aufhaltenden Jesuiten für die nächste Sitzung angekündigt. Auf Sir R. Peel's Antrag, daß einige kleine Aenderungen an der Maynoothbill vom Generalcomité über den Bericht von der Bill angenommen werden möchten, wobei derselbe einige Petitionen für die Bill übergab, allein auch eine viel größere Zahl dagegen eingereicht wurde, stellte Hr. Sharman Crawford sein Amendement auf baldige Aufhebung aller Dotirung von exclusiven kirchlichen Erziehungsanstalten oder Fürsorge für irgendwelche Sekten und Bekenntnisse aus Staatsmitteln, durch Zehnten, Taxen oder dergleichen, weil dieselbe der bürgerlichen und religiösen Freiheit zuwiderlaufe und gefährlich sei. Hr. Williams bemerkte dazu unter Anderm, daß er mit Verwunderung, wenn er die aus den Taschen der Katholiken in England und Irland bezogenen Summen zu kirchlichen Zwecken betrachte, die ehrenwerthen Mitglieder für die Universität Oxford Sir R. G. Inglis, für Kent John P. Plumptre und Andere der Maßregel opponiren sehe, die doch so standhafte Vertheidiger der Interessen der Hochkirche wären und bedenken sollten, wie viel zu dieser des Jahres von den Katholiken gezahlt werde. Unter den gemischten Ausgaben im Budget kämen überall Summen dazu vor. Da wären $1\frac{1}{2}$ Mill. Pf. St. zu neuen Kirchen aus Staatsmitteln bewilligt, 1 Mill. zur Bezahlung rückständiger irischer Zehnten gewährt worden. Ebenso gehe es in den Colonien her, und seit 1826 habe das Haus über 400,000 Pf. St. für die Hochkirche in Westindien bewilligt und gebe jährlich 11,600 Pf. St. für die Geistlichkeit in Canada. Warum aber widersetze sich der ehrenwerthe Baronet nicht den 1000 Pf. St. für den katholischen Bischof von Quebek? weil von jenen 11,000 Pf. St. die protestantische Geistlichkeit allein 10,000 Pf. St. beziehe. Er finde ferner in den zu bewilligenden Ausgaben 109 Pf. St. Reisekosten für den Bischof von Gibraltar auf einem Ausfluge von Malta nach Lissabon, und 147 Pf. St. für eine ähnliche Excursion des Bischofs von Antigua. Wie sehr er daher auch gegen Dotirung von kirchlichen Instituten sei, werde er doch aus Gerechtigkeit gegen die Katholiken für die Bill stimmen. Hr. Hindley, welcher den Crawford'schen Antrag unterstützte, erinnerte daran, daß ja schon 3—4 Mill. Pf. St. freiwillig für christliche Zwecke im Land erhoben worden wären, und daß die londoner Missionsgesellschaft der Triumph dieses freiwilligen Systems sei. In den ersten zehn Jahren ihres Bestehens wären zur Bekehrung der Heiden 47,000 Pf. St., in den zweiten zehn Jahren 87,000 Pf. St., in den dritten 280,000 Pf. St., in den vierten 407,000 Pf. St. und in den letzten zehn Jahren 800,000 Pf. St. zusammengeschossen worden. Heute erst sei er in dem Missionsvereine der Wesleyaner gewesen und habe gehört, daß im vorigen Jahre 105,000 Pf. St. zur Bekehrung der Heiden eingekommen seien, wovon 1200 Pf. St. von emancipirten Sklaven in Jamaica herrührten. Für die Maynoothbill könne er nicht stimmen, weil die Dotirung der katholischen Geistlichkeit daraus folge. Dr. Bowring und Hr. Hume sprachen für die Bewilligung; der Letztere aber wollte noch wissen, ob in Maynooth nur Geistliche gebildet werden sollten. Sir R. Peel erklärte dagegen, daß die Katholiken anfänglich gegen die Trennung von Laien und Geistlichen in der Erziehung gewesen, und ohne ihr Zuthun auf Burke's Betrieb erst von der Regierung die ausschließliche Bestimmung zur Erziehung für den geistlichen Stand eingetreten sei. Die Verwerfung des Antrags mit 142 gegen 2 Stimmen ist gestern berichtet worden. Der Kanzler der Schatzkammer trug sodann auf ein Bewilligungscomité des ganzen Hauses für Marinebedürfnisse an, und Lord Palmerston nahm dabei Veranlassung, über die Entschädigungsangelegenheit von Portendic an Sir R. Peel die Frage zu richten, wann er die den Schiedsspruch Preußens und diese Angelegenheit betreffenden Papiere dem Hause werde vorlegen können. Es wären damit Fragen über das Recht der Blockade verknüpft, in denen bekanntlich Frankreich und England verschiedener Ansicht waren, und von Preußen wahrscheinlich eine Meinung abgegeben worden sein werde, die zu kennen allgemein wichtig sei. Sir R. Peel glaubte, daß er in kurzem die verlangten Documente werde vorlegen können. Noch befinde sich indessen eine Correspondenz in der fraglichen Sache im Gange, welche aber bald geschlossen sein werde. Lord Palmerston brachte dann noch den Sklavenhandel und die zu seiner Unterdrückung ergriffenen Maßregeln zur Sprache; insbesondere unterwarf er auch das Verfahren der spanischen Regierung auf Cuba einer Kritik. Hinsichtlich der Maßregeln an der afrikanischen Küste wäre das gegenseitige Durchsuchungsrecht eben so unerlaßlich als die Zerstörung der Sklavenfactoreien. Sir R. Peel äußerte zuerst, daß zwar des edeln Lords Bemerkungen ganz in Ordnung wären, da es sich kaum angeben lasse, wovon in einem Comité über Bewilligungen für die Marine nicht gesprochen werden könne; allein er würde doch gern gesehen haben, wenn angezeigt worden wäre, daß die Frage vom Sklavenhandel discutirt werden solle. Im Ganzen war er mit dem Geäußerten einverstanden, allein so wünschenswerthe Maßregeln, wie die Zerstörung der Sklavenfactoreien an der afrikanischen Küste wären, so wenig schienen sie ihm mit dem Völkerrechte vereinbar. Nachdem noch eine große Anzahl die Marine betreffender

Angelegenheiten besprochen worden waren, bewilligte das Comité 610,545 Pf. St. zur Verproviantirung der Flotte ꝛc. für das nächste Jahr.

— Das zum 1. Mai in **Dundalk** für O'Connell und die Repealmärtyrer vorbereitete große Repealfest ist mit allem bei solchen Demonstrationen gewöhnlichen Pomp von Musik, Fahnen und Emblemen unter dem Zusammenlauf einer auf 50,000 Köpfe geschätzten Menschenmenge begangen worden. O'Connell zog im Triumphe durch Drogheda, Dunleer, Castlebellingham, wurde überall von Deputationen begrüßt und redete auf dem Markte von Dundalk zu den versammelten Tausenden. Seine im gewohnten Style gefaßte und gewürzte Rede variirte nur darin, daß Aufhebung der Union und ein Parlament in College green allein Irland zufrieden stellen und keine Abschlagszahlung sie davon abbringen könne. Nehmen werde er jederzeit, was er abschläglich bekommen könne, aber den Augenblick darauf den Rest verlangen. Man brauche nur den rechten Augenblick abzuwarten, so mache es sich von selbst. Bekäme England binnen hier und drei Monaten einen Krieg auf den Hals, so gebe er sein Wort darauf, daß sie vor Weihnachten noch mit leichten Wanderstäben nach Dublin ziehen würden, blos um zu sehen, wie ein irisches Parlament aussehe. Bei dem Festmahle selbst, an dem 600 Personen Theil nahmen, behandelte er dasselbe Thema. „Repeal und kein Vergleich", sagte er, darin sei die ganze Geschichte Irlands einbegriffen, bis es sein eignes Parlament besitzen werde. Dahin auf friedlichem Wege zu gelangen, sei die ohne Ruhe und Rast zu lösende Aufgabe. Das Verhalten des jetzigen Ministeriums nannte er zwar tröstlich, aber viel zu schwankend. Mit dem versöhnten Irland glaubten sie der ganzen Welt trotzen zu können, allein Irland wolle mehr als Worte, und hielte Irland fest zusammen, so würde die Stimme seiner einigen Millionen schon durchdringen und Irland wieder zur unabhängigen Nation machen. Unter den im Festsalon ausgestellten Emblemen waren zwei Schilde auf beiden Seiten des Vorsitzenden neu, welche die Inschrift trugen: „Ich sagte, Nachgiebigkeit habe ihr Ende erreicht; — ich nehme diese Worte zurück. Sir J. Graham." Und: „Ihr könnt die Repealbewegung nicht mit Gewalt unterdrücken. Sir R. Peel."

— Die hochkirchliche Geistlichkeit von London hat nun auch eine Versammlung gehalten, um gemeinsame Maßregeln gegen die Maynoothbill in Gang zu bringen. Es wurde eine Adresse an den Primas Erzbischof von Canterbury beschlossen, in welcher die Dotirung des papistischen Collegiums als friedens- und staatsgefährlich und den heiligen Verpflichtungen zuwider bezeichnet wird, die sie Alle bei der Ordination übernommen hätten. Darum bitten sie Erzbischöfe und Bischöfe, einer dem geistlichen und weltlichen Wohle des Reichs so nachtheiligen Maßregel in und außer dem Parlamente den äußersten Widerstand zu leisten. Das Antimaynoothcomité (Nr. 128) setzt seine Verhandlungen in gleichem Sinn ununterbrochen fort.

Frankreich.

Paris, 8. Mai.

Die Pairskammer hat das Gesetz über den Rückkauf der Kanalactien gestern mit 93 gegen 12 Stimmen angenommen. Das Gesetz ist nur ein principielles und stellt die allgemeinen Regeln für die Maßregel auf; die Ausführung aber bedarf für jede Compagnie der Kanalunternehmer eines speciellen Gesetzes, wie §. 1 ausdrücklich festsetzt. Die Rechtsfrage wegen der durch Ordonnanz herabgesetzten Tarifsätze der Kanalfrachten, welche zwischen der Regierung und der Gesellschaft der vier Kanäle schwebt, und über welche so viel in der Kammer discutirt wurde, bleibt davon unberührt. Das Ministerium glaubt jedoch mit Hülfe dieses Gesetzes leichter und schneller aus dem außerordentlichen Zustande dieser Angelegenheit herauskommen zu können. — Die Deputirtenkammer setzte die Discussion über das Bewaffnungsmaterial für die pariser Befestigungen fort, indem sie zu den einzelnen Artikeln des Gesetzentwurfs überging. Der Constitutionnel brach gestern sein bisheriges Schweigen über diese Frage, indem er sich als Vertheidiger des Befestigungsplans vor vier Jahren, auch für die nothwendige Consequenz davon, die Mittel zur Bewaffnung, aussprach und daher den dazu erfoderlichen Credit bewilligen zu wollen erklärte. Der erste Artikel des Gesetzentwurfs in der von der Commission amendirten Form lautet: „Eine Summe von 14,130,000 Fr. ist speciell zur Anfertigung des Artilleriematerials für Bewaffnung der Ringmauer und der dazu gehörenden Außenwerke von Paris bestimmt." General Subervic sprach zuerst dagegen als beständiger Widersacher eines Systems, das nach seiner Ansicht der Freiheit des Landes gefährlich werden könne. Er ließ den Grund nicht gelten, daß man im Frieden sich auf den Krieg gefaßt machen müsse, weil man darauf hin auch 500,000 M. schlagfertig zu unterhalten berechtigt sein werde. Ob die verlangten Kanonen in Bourges oder Toulouse liegen würden, sei in der Sache gleich, und nach den Foderungen für die Bewaffnung von Paris werde man neue für jenes der Hauptstadt benachbarte Fort machen, das man Canonville oder Kanonenstadt genannt habe. Zur Anfertigung des Bewaffnungsmaterials und Bewilligung des dazu erfoderlichen Credits sei kein bewegender Grund vorhanden. Der Berichterstatter Allard führte sodann gegen Hrn. de Lamartine's Behauptung aus, daß die Befestigung von Paris keineswegs ein Resultat der seit 15 Jahren herrschenden Politik wäre, weil dann Vauban's und Napoleon's Ansichten davon und die Plane dazu von 1814 nicht würden existiren können. Vielmehr wären dieselben ein Nationalwerk und sie würden durch die Erfahrung von 1814 und 1815, ja von den Vorfällen im Jahr 1840 als solches charakterisirt. Man dürfe nicht vergessen, daß ein Phantom von Coalition damals gegen Frankreich aufgestiegen sei und daß dadurch die Befestigung von Paris neue Wichtigkeit erhalten habe. Die innere Freiheit Frankreichs sei dabei gar nicht bedroht. Durch seine persönliche Stellung mit einer Menge von Fremden in Berührung gekommen, welche die Befestigungen in Augenschein zu nehmen sich einfanden, habe er bei keinem andere als bewundernde und eifersüchtige Eindrücke wahrgenommen und einer der ausgezeichnetsten derselben habe geäußert, daß der Krieg durch die Befestigung von Paris verändert und Invasionen unmöglich gemacht worden wären. Er berief sich dann auf Marschall Marmont's öffentliches Zeugniß, daß die Art der pariser Befestigung der Unabhängigkeit Frankreichs mehr als die Erwerbung mehrer, die Grenze hinausrückender Provinzen sichern werde. Was man von der nicht vorhandenen Dringlichkeit gesagt, widerlege der Umstand, daß auf fünf Jahre bei der Beschaffung des Materials gerechnet worden sei. Man habe ferner von Vernachlässigung der Küstenbewachung gesprochen; allein die Kammer habe 26 Millionen dazu bewilligt. (Hr. Rivet: Mehr als 100 Mill. sind nothwendig.) Er bestreite das nicht, fuhr General Allard fort, allein Ende 1845 würden 1100 Feuerschlünde an den französischen Küsten vorhanden sein, zwar nur ein Drittel des Erfoderlichen, aber doch ein Beweis, daß man an die Sache denke. Was die Gefahr für die Freiheit anlange, so sehe er dieselbe nirgend. Von der Armee befürchte man keine, und doch könne nicht vergessen sein, daß der 18. Brumaire durch Grenadiere bewirkt wurde. Was mit den Forts zu bewirken sei, begreife er nicht. Hungersnoth in Paris hervorbringen könnten viel leichter einige Escadrons Reiterei, welche alle Zufuhren abschnitten, und das Resultat würde nur sein, daß die Armen über die Reichen herfielen. Um Paris endlich von den Forts aus zu bombardiren, würden Kanonen von einem nicht existirenden Kaliber vorhanden sein müssen. Allein es wären viel bedenklichere Mittel als die Forts zu einem Bombardement von Paris vorhanden. Er bitte um Erlaubniß, dieselben angeben zu dürfen. Da liege vor dem Thore von Paris dieser Hügel Montmartre. Nehme man nun von den 5—600 Kanonen in Vincennes etwa 30 und schaffe sie da hinauf, decke sie mit ein 7—8000 M. und lasse sie auf Paris spielen, so garantire er, daß es vor Ablauf von 24 Stunden zerstört sein solle. Ja die Fronte des Palais der Deputirtenkammer biete sich so von selbst als Zielscheibe dar, daß er den Artilleristen sehen wolle, der nicht grade hierher seine erste Kugel sende. (Gelächter und von der Linken: „Allerliebst!") Es kam nochmals zu ziemlich ausführlicher Erörterung zwischen Hrn. Arago und dem Berichterstatter über Behauptungen des Erstern, die endlich durch den Ruf zur Abstimmung unterbrochen wurde. Hr. de Laroche-Jacquelin konnte sich zu einer Berichtigung der Berufung auf Marschall Marmont's Ansicht, die gegen eine Ringmauer sei, kaum Gehör verschaffen. Der Präsident erklärte sodann, den Art. 1 in der Fassung der Commission zur Abstimmung bringen zu wollen, indem die gestellten Amendements nur Zusätze zu demselben oder zu spätern Artikeln wären. Hr. Thiers bat noch, von seinem Platz aus etwas zur Motivirung seines Votums sagen zu dürfen, wozu ihn eine Rede der vorigen Sitzung nöthige. Es sei seine tiefe Ueberzeugung, wenn er seit den funfzehn Jahren seiner Theilnahme an den Angelegenheiten des Vaterlandes diesem einige Dienste habe leisten können, so sei es an dem Tage geschehen, wo er es unter seiner Verantwortlichkeit zu diesem großen Unternehmen bewogen habe. Er gratulire sich zu nichts in seinem ganzen Leben so sehr und würde das nicht thun, würde keinen muthigen Entschluß darin sehen, wäre er nicht seitdem den unwürdigsten Verleumdungen ausgesetzt gewesen. Er verachte diese Verleumdungen, er verachte sie in dem Ausdrucke, den sie in der vorigen Sitzung hier erhalten, weil es Verleumdungen wären. (Lebhafte Reclamationen von der Linken; General Subervic und andere Stimmen rufen zur Ordnung. Hr. Arago nennt solche Worte nicht zu duldende. Der Präsident erklärt, daß solche Ausdrücke nicht persönlich gemeint sein können, weil sie unparlamentarisch sein würden.) Hr. Thiers fährt fort, wenn es wahr wäre, was gestern gesagt worden, so würde die Kammer, als sie für die Befestigung von Paris stimmte, halb Verräther und halb Betrogener gewesen sein. Es habe aber weder Verräther noch Betrogene darin gegeben. Wer für die Befestigung gestimmt, habe das gethan, weil er mit den Generalen Haxo, Valazé und mit Napoleon selbst überzeugt gewesen, dem Lande damit einen großen Dienst zu thun. Weiter für das Gesetz sprechend erklärte er, wo es sich um die Interessen des Landes handle, werde er jederzeit auch als Gegner der Verwaltung und, wie sehr er auch das Bestehen einer solchen dadurch verlängere, für Das stimmen, was die Landesvertheidigung erfodere. Hr. de Lamartine sprach dagegen in seinem Sinn, und indem er allerhand diplomatische Vorkommnisse aus dem Jahr 1840 anzog, welche beweisen sollten, daß an keinen Krieg zu denken gewesen. Schließlich erklärte er, wenn Hr. Thiers angegeben haben werde, auf wen ein Wort, das er nie geduldet und das Niemand der Anwesenden je dulden werde, sich beziehe, werde er auch wissen, was er zu antworten habe. Der Präsident schnitt Weiteres hier durch Wiederholung seines obigen Ausspruchs über das Unparlamentarische der Ausdrücke des Hrn. Thiers ab und fügte hinzu, daß offenbar beide Redner nicht in persönlichem Sinne gesprochen haben könnten. Hr. de Rémusat und Hr. de Lamartine sprachen noch für und wider, und Letzterer wurde zur Ordnung gerufen über die Worte, daß er nicht wie Jener seinen Namen auf der Befestigung von Paris, sondern auf den Trümmern derselben zu sehen wünsche. Zu Vieler Erstaunen erklärte sich Hr. Odilon-Barrot noch gegen die Bewaffnung. Daß er für die Befestigung gewesen, kette ihn nicht an alle Consequenzen derselben. Die Bewaffnung sei weder jetzt nöthig noch rathsam, und da man der Kanonen schon so viele habe, selbst gefährlich. Als es endlich zur Abstimmung kam, wurde die persönliche verlangt. Sie fand nicht ohne den schon früher dabei vorgekommenen Lärm, nicht ohne billigende und spottende Aeußerungen über die Stimmenden und ihr Votum statt. Als man Hrn. Billault, einen Unterstaatssecretair des Ministeriums Thiers, zur schwarzen Urne schreiten sah, lachte das rechte Centrum hellauf. Der Präsident erinnerte endlich

daran, daß solche Aeußerungen für und wider der Freiheit der Abstimmung und der Würde der Kammer entgegen wären und daß eine Abstimmung kein Schauspiel sei. Der Art. 1 wurde mit 227 gegen 144 Stimmen angenommen.

Nach der Sitzung begab sich Hr. Thiers in Begleitung der HH. Rémusat und Ganneron und des Hrn. de Lamartine mit dem General de Laidet und Hrn. de Laroche-Jacquelin, auf die Einladung des Kammerpräsidenten in dessen Cabinet. Die zwischen Beiden über die vorgefallenen heftigen Worte ausgetauschten Erklärungen sind der Art gewesen, daß der Präsident bei der Eröffnung der heutigen Kammersitzung anzeigte, es hätten genugthuende Explicationen deshalb in seiner Gegenwart stattgefunden und jener schmerzliche Vorfall werde ohne weitere Folgen bleiben.

— Der Dieb, welcher in der Nacht zum 3. Mai den unterirdischen Einbruch in den Laden des Uhrenhändlers und Geldwechslers Richer vollbracht hat (Nr. 129), ist bereits entdeckt. Es ist ein Maurer Namens François Cassier, klein und schwächlich von Statur, und nicht lange erst aus der Strafanstalt zu Gaillon entlassen. Ein anderer und ebenfalls schon bestraft gewesener Maurer war am Tage der Ausführung des Unternehmens zurückgetreten, daher er demselben auch nichts von der Beute zufließen ließ. Er hatte seinen Stollen nicht von der zunächst vor dem Laden, sondern von einem hinter dem Hause mündenden Abzugskanal aus in zwei Tagen und zwei Nächten allein bis unter den Laden gegraben, in den er früh 2 Uhr gelangte. Die erste Aufmerksamkeit der Polizei wurde auf Cassier dadurch gelenkt, daß er seine bisherige Wohnung am Tage des Diebstahls verlassen hatte, ohne zu bezahlen. Man verhaftete ihn am 3. Mai bei einem Tischler, wo er ein Mobiliar für seine neue Wohnung gekauft und vorausbezahlt hatte, und als er sah, daß Läugnen nichts helfen werde, gestand er Alles und sagte, daß man in seinem Quartier den ganzen Raub wiederfinden werde, was sich auch bis auf den Betrag für das neue Mobiliar bestätigte. Auf die Frage, weshalb er so viele werthvolle Sachen zurückgelassen, gab er zur Antwort, daß er genommen habe, was er fortbringen konnte, allein die Leute nicht habe ganz ruiniren wollen, die ohnehin schon einen großen Schaden gehabt haben würden.

Δ **Paris**, 7. Mai. Man macht sich von den Verhandlungen der französischen Deputirtenkammer oft eine irrige Vorstellung, wenn man die Reden einer Sitzung liest, statt sie zu hören. Der Eindruck gedruckter Reden, gedruckter Schilderungen tumultuarischer Kammerscenen ist häufig sehr verschieden von dem Eindrucke, den man als Augenzeuge der Verhandlungen empfängt. Hrn. de Lamartine's feurige Rede gegen die Befestigung in der gestrigen Sitzung ist wunderschön zu lesen, aber ihre Wirkung in der Kammer selbst war unbedeutend. So kräftig und klangvoll die Stimme des Dichters ist, so vortheilhaft sich auch seine schlanke Gestalt, sein edles, geistreiches Gesicht auf der Rednerbühne ausnehmen, die übertrieben pathetische Declamation seines Vortrags verdunkelt jene rednerischen Vorzüge und macht gewöhnlich seine Reden mehr komisch als ergreifend. Ich möchte selbst meinem ärgsten Feinde nicht wünschen, daß er alle die Schläge auszuhalten hätte, welche der weiße Marmor der Rednerbühne von Hrn. de Lamartine's fuchtelnden Armen empfängt. Keine halbe Minute vergeht, ohne daß der feurige Poet der Marmorbrüstung bald aus flacher Hand, bald mit geballter Faust einen Streich versetzt, dessen Klatschen so laut wie die Fäuste von zwanzig Theaterclaqueurs durch alle Räume der Kammer schallen. Die große, compacte Masse des Centrums, welche für die Bewilligung des verlangten Credits zur Bewaffnung der Forts längst gewonnen ist und in ihrem Votum sich nicht irre machen lassen würde, wenn auch Demosthenes, Mirabeau und die größten Redner aller Zeiten ihre eloquenten Stimmen in der Deputirtenkammer gegen den Gesetzentwurf erheben würden, schenkte Hrn. de Lamartine anfangs fast gar keine Aufmerksamkeit. Hr. Sauzet klopfte und klingelte lange vergeblich, um die Privatplaudereien der Herren im Centrum zum Schweigen zu bringen. Das bedeutungsvolle Wort des Hrn. de Lamartine: die Geschichte lehre uns, daß nur die Reiche, welche im Verfalle begriffen, an die Befestigung ihrer Hauptstädte gedacht, machte keinen Eindruck. Vergebens schweifte der Redner, um seine Behauptung durch historische Beweise zu unterstützen, nach dem fernen Osten hinüber, was er immer gern thut, um Zuhörer und Leser zu erinnern, daß auch er das Morgenland gesehen. Vergeblich erinnerte er an das byzantinische Reich, dessen Verfall sicher vorauszusehen war, seitdem die Kaiser mehr an die Befestigung des Bosporus als an eine kräftige Führung des Kriegs gegen die Barbaren in den Euphratthälern gedacht; das Beispiel von Persien, der Tatarei und von China wurde gleichfalls umsonst citirt — das Schwatzen und Summen dauerte auf den ministeriellen Bänken fort. Als aber Hr. de Lamartine auf ein anderes Thema überging, als er in bittern Angriffen die Julidynastie beschuldigte, daß sie seit dem Sturze des Ministeriums Laffitte eine retrograde Richtung beharrlich verfolge, daß sie seit funfzehn Jahren nur daran denke, die Freiheit der Nation zu verkürzen, zu unterdrücken, da erwachte die Kammer plötzlich aus ihrer Zerstreuung. Man hörte den feurigen Declamationen des Dichters mit gespannter Aufmerksamkeit zu, und bald platzte der murrende Aerger der großen ministeriellen Phalanx heraus, bald gaben der breitschulterige Ledru-Rollin und der schmalbrüstige Garnier-Pagès das Signal zum rauschendsten Beifallssturme der Linken.

Nach dieser Rede wurde die Sitzung eine Viertelstunde unterbrochen. Die Linke drängte sich in Masse zu Hrn. de Lamartine, um ihm glückwünschend die Hand zu schütteln. Hr. Thiers, der während der Rede des Dichters wenigstens ein Dutzend Mal gegähnt hatte, schlüpfte von einer Gruppe der Deputirten des Centrums zur andern und schien sich über Lamartine's Rede geringschätzend zu äußern. Der Minister des Innern Hr. Duchatel antwortete. Er ist ein wohlgenährter Mann und hat weder die edle Physiognomie noch die wohltönende Stimme Lamartine's; dafür besitzt er aber eine imponirende Ruhe, welche auf der Rednerbühne immer eine herrliche Eigenschaft ist, besonders da, wo es gilt, die Reden irgend eines feurigen Vorgängers zu widerlegen. Während bei de Lamartine jeder Satz, jedes Wort Aufregung, Glut athmete, und er, um seine innere Hitze zu kühlen, wenigstens sechs Gläser Zuckerwasser auf der Rednerbühne hinunterschluckte, schien bei Hrn. Duchatel der Gemüthsthermometer unter dem Gefrierpunkte zu stehen. Ob es Hrn. Duchatel gelungen, alle Anklagen de Lamartine's zu widerlegen, darüber waren die Meinungen der Zuhörer getheilt. Natürlich war die Masse des Centrums im voraus überzeugt, der Minister habe in Allem recht, und die Linke stimmte natürlich dem Ankläger bei. Alle Eloquenz auf der Rednerbühne der Deputirtenkammer ist im Grunde nutzlos, weil sich selbst durch die gewaltigsten Worte Niemand in seiner vorgefaßten Meinung erschüttern läßt. Nach dem Minister machte noch Hr. Garnier-Pagès einige Bemerkungen. Dieser Deputirte ist einer von jenen unglücklichen Leuten, welche, so oft sie das Wort nehmen, ihrer Partei schaden, da sie weder Anstand und Mäßigung noch Talent haben. Hr. Garnier-Pagès äußerte, Lafayette, Laffitte und Dupont de l'Eure seien von der Verwaltung zurückgetreten, weil gewisse feierliche Versprechungen nach der Juliusrevolution nicht erfüllt worden. Hr. Sauzet, der in dieser Aeußerung eine Anspielung auf den König erkennen wollte, rief den Redner zur Ordnung, und die Kammer ging mit großem Tumult auseinander. Man glaubt, der ganze Gesetzentwurf werde mit einer Majorität von 80 bis 100 Stimmen durchgehen.

** **Paris**, 8. Mai. Die gestrige Sitzung ist eigentlich die erste, welche als Discussion über das vorliegende Gesetz der Bewaffnung einiges Interesse darbot, nicht durch die Vorträge, welche für oder gegen dasselbe gehalten wurden, denn dieselben waren eben nichts mehr und nichts weniger als die Wiederholung Dessen, was auf der einen und der andern Seite für oder gegen die Befestigungen geltend gemacht wurde, auch nicht durch den Vorfall zwischen Hrn. de Lamartine und Hrn. Thiers, wovon ich weiter unten sprechen werde, sondern durch das Votum über den 1. Art. des Gesetzes, welches über das Endergebniß der Debatte keinen Zweifel mehr zuläßt. Abgesehen davon, hat dieses Votum bei genauerer Analyse noch einen andern Werth, denn es zeigt, daß, wenn, um mit Hrn. de Lamartine zu sprechen, Hr. Thiers im Jahr 1840 eine Posse spielte, die Linke heute eine spielt. Hr. Odilon-Barrot sprach gegen das Gesetz; ob er deswegen consequent oder inconsequent zu seinen Ansichten vom Jahr 1841 war, mag ich nicht weiter untersuchen, allein Thatsache ist es, daß eine nicht unbeträchtliche Anzahl jener Partei für den 1. Art. gestimmt hat. Diese Thatsache geht schon aus einer einfachen Zerlegung der Stimmen hervor. Die ministerielle oder conservative Partei zählt etwa 200—214 Stimmen; angenommen, was nichts weniger als wahrscheinlich ist, daß sie gestern alle auf ihrem Posten waren, so müssen von diesem Contingent wenigstens 50 Stimmen abgezogen werden, die entschiedene Gegner der Befestigungen sind, ihre Ansicht nicht geändert haben, und daher gegen die Bewaffnung ebenso stimmen, wie sie gegen die Fortificationen gestimmt haben; damals waren sie über 60 an der Zahl, von denen 10 bis 12 sich den nothwendigen Folgen des einmal angenommenen Gesetzes unterwerfen zu müssen glaubten; es können also gestern höchstens 150 bis 164 Conservative für den 1. Artikel gestimmt haben. Nun wurde dieser mit 227 Stimmen angenommen, woraus denn folgt, daß die übrigen 77 Stimmen aus etwa 40 des linken Centrums und einigen 30 der Linken bestanden. Die Linke spielt also eine Posse, indem sie wenigstens zum Theil für das Gesetz stimmt, während ihr anerkanntes Haupt dagegen spricht. Der eigentliche Kampf wird erst heute über die Discussion der Amendements beginnen, von denen das des Hrn. Bethmont die meiste Aussicht hat. Ein Theil des linken Centrums hatte sich vorgestern mit einer großen Anzahl der dynastischen Linken bei Hrn. Ganneron versammelt, und man ist übereingekommen, für das Amendement des genannten Deputirten von Paris zu stimmen. Dasselbe stellt nämlich fest, daß das Material in Bourges niedergelegt werde und nur kraft eines Gesetzes nach Paris gebracht werden könne. Die Regierung wird zwar diese Gesetzbestimmung bekämpfen, aber keineswegs eine Cabinetsfrage, noch weniger eine Lebensfrage für das Gesetz daraus machen, denn wenn das Amendement wirklich angenommen würde, so kann es in einem gegebenen Falle die Regierung zwar in eine unbehagliche Lage bringen, keineswegs aber sie verhindern, die Befestigungen im Bewaffnungszustand zu setzen, ehe ein Gesetz hierzu bevollmächtigt hat. Hr. Thiers hatte im Jahr 1840 ebenfalls nicht das Recht, die Befestigungsbauten anzuordnen und zu beginnen, er hat später eine Indemnitätsbill vorgelegt, und sie wurde genehmigt; was nun Hr. Thiers gethan, um die Befestigungen zu beginnen, das wird ein anderer Minister thun, um sie zu bewaffnen.

Trotz des schlechten Wetters ist der Zudrang in die Kammer sehr stark, denn man hofft, daß der Präsident über die Beilegung des Vorfalls zwischen den HH. Thiers und de Lamartine Aufschlüsse geben werde. Diese Hoffnungen dürften jedoch getäuscht werden, denn der gestern gemachte Versuch blieb ohne Erfolg, und der Präsident sah sich genöthigt, die beiden Deputirten mit ihren Zeugen auf heute 12 Uhr in sein Cabinet zu bescheiden, um einen abermaligen Versuch zur Beilegung der Sache zu machen; ob dieser ein günstigeres Ergebniß haben werde, ist sehr problematisch, denn Hr. de Lamartine wird einerseits von Hrn. Arago angestachelt, auf eine vollständige Genugthuung zu bestehen, andererseits scheint Hr. Thiers wenig geneigt, die ausgesprochenen Worte: Verleumdung und Verachtung, zurückzunehmen, und behauptet, berechtigt gewesen zu sein, auf diese Weise den Eindruck zu bezeichnen, den die Angriffe des Deputirten von Mâcon auf ihn gemacht haben; es ist daher nicht unwahrscheinlich, daß der

Vorfall mit einem Duell endigen wird, was um so sonderbarer wäre, als erst vor kurzem ein Antrag über die correctionelle Bestrafung des Zweikampfs in den Hallen des Palais Bourbon erörtert wurde. Was die Sache an sich betrifft, so kann man bei unbefangener Beurtheilung nicht läugnen, daß Hr. de Lamartine die Politik des Hrn. Thiers auf eine nichts weniger als parlamentarische Weise charakterisirte, die zu einer derben Zurechtweisung berechtigte; von diesem Rechte mußte jedoch Hr. Thiers sogleich Gebrauch machen, und alsdann wäre seine Erwiderung als augenblickliche Aufwallung wol zu entschuldigen gewesen. Allein eine öffentliche Insulte einstecken, um sie nach 24 Stunden Ueberlegung doppelt zu erwidern, ist weder parlamentarisch noch mit den in solchen Fällen hergebrachten Grundsätzen der Ehre streng verträglich. Nach 24 Stunden Ueberlegung einem Manne wie Hrn. de Lamartine öffentlich sagen, daß man seine Worte verachte, daß man sie als Verleumdung ansehe, heißt sich der Nothwendigkeit eines Duells oder eines demüthigenden Widerrufs aussetzen: eine Alternative, der ein Staatsmann ausweichen muß.

Belgien.

Am 5. Mai hat in der Grube d'En Bas der anonymen Gesellschaft für Steinkohlen eine Gasentzündung stattgefunden. Ohne eine Explosion vernommen zu haben, sah man einen starken Rauch aus der Mine heraufsteigen. Da man keinen der Arbeiter erscheinen sah, stieg der Grubeninspector in die Tiefe hinab und fand 23 Leute verbrannt und verstümmelt, 34 waren erstickt und 6 verschüttet. Von 94 Mann kamen nur 27 unversehrt davon.

Griechenland.

† **Athen**, 21. April. Wie schon früher (Nr. 126) berichtet worden, hatte die Kammer mit bedeutender Majorität entschieden, daß abermals ein Versuch gemacht werden sollte, die nachträglichen Congreßbeschlüsse dem Könige zu überreichen, da der Zweck der Deputation bei ihrem ersten Erscheinen vor dem Throne nur zur Hälfte erreicht worden war, ein theilweises Mislingen, dessen Ursache den Intriguen des jetzigen Ministeriums mit Recht beigemessen werden konnte. Der König hatte auf vorheriges Ansuchen die siebente Stunde Abends am 11. April als die zum Empfange der Kammerdeputation bestimmte Zeit anberaumt. Um etwanige Irrungen zu vermeiden, welche nach dem Vorgegangenen leicht eintreten konnten, waren die Mitglieder der Deputation von Seiten des Kammerpräsidenten Delijannis hinsichtlich der Audienzzeit schriftlich in Kenntniß gesetzt worden. Beim Umhersenden des betreffenden Circulars ließen vier Mitglieder (die beiden Oekonomopoulos, Hadrianos Sotiriou und Polychronopoulos) durch die Kammerboten zurücksagen, nach einem solchen Benehmen des Ministerrathspräsidenten Kolettis gegen den Kammerpräsidenten Delijannis würden sie keinen fernern Antheil an der Deputation nehmen; die Abgg. K. Kolokotronis, Tsannetakis und Privilengios waren nach Syra gereist, sodaß außer dem Präsidenten, dem Vicepräsidenten und drei Secretairen der Kammer nur noch fünf Deputationsmitglieder, Th. Grivas, A. Notaras, Ch. Kapetanakis, G. Dernitziotis und N. Kalergis, anwesend waren, wovon die Mehrzahl zu Kolettis' entschiedenen Anhängern gehörte. Zur bestimmten Zeit endlich fanden sich gar nur drei Abgeordnete, Kalergis, Dernitziotis, Ch. Kapetanakis und der Secretair Zotos, im Versammlungszimmer des Kammergebäudes ein; die übrigen Fehlenden hatten sich durch Kolettis indirect bestimmen lassen, nicht zu erscheinen. Der Kammerpräsident begibt sich, nachdem er eine Viertelstunde gewartet, mit seinen vier Collegen in das ihm bezeichnete Zimmer des königl. Schlosses. Kolettis, welcher sich zufällig zu dieser Zeit im Zimmer der königl. Adjutanten befand, wird die Ankunft der Kammerdeputation gemeldet, und auf seine an den Präsidenten Delijannis gestellte Frage: wo die übrigen Deputationsmitglieder wären, erwiderte Letzterer, daß er es nicht wisse, er habe selbst bis ein Viertel nach 7 Uhr, als der Audienzstunde, auf die fehlenden Abgeordneten gewartet, sie wären jedoch nicht erschienen. Auf diese Erklärung antwortete Kolettis: „Der König hat mir gesagt, er könne die Deputation nicht empfangen, weil sie nicht vollzählig sei." Nach einigen hierüber zwischen Kolettis und Delijannis entstandenen Zwischenreden drückt Ersterer nochmals den angeblichen Willen des Königs mit den Worten aus: „Es sei dem König zur Zeit unmöglich, die Deputation vor sich zu lassen, und sie möge bis auf weiteres abtreten." Jedoch gleichzeitig mit diesen letzten Worten Kolettis' tritt aus dem königl. Audienzzimmer der jourhabende Generaladjutant des Königs, Generalmajor Gardikiotis Grivas, und fodert den Präsidenten Delijannis, in Vollzug der Befehle des Königs, auf, mit der Deputation zur Audienz einzutreten. Kolettis wendet zwar gegen den Adjutanten ein, daß er im Irrthume sei und der König ihm, Kolettis, eröffnet habe, die Deputation habe keine Audienz, allein Generalmajor Gardikiotis Grivas entgegnete Kolettis eben so hartnäckig, daß der Irrthum auf Seite des Letztern sei. Plötzlich öffnet der königl. Kammerfourier die Thüren des Audienzsaales mit dem etikettmäßigen Rufe: „Die Kammerdeputation!" Diese, ihren Präsidenten Delijannis an der Spitze und den misgestimmten Premierminister Kolettis im Gefolge, tritt ein und wird vom König auf das huldreichste aufgenommen, worauf die Ueberreichung und Annahme der Congreßbeschlüsse mit dem vorgeschriebenen Ceremoniel vor sich ging. Es lag unläugbar in der Absicht Kolettis', den Kammerpräsidenten Delijannis, ebenso wie früher bei der Ballgeschichte (Nr. 70) in Unannehmlichkeiten zu verwickeln, und nur der Energie des Generalmajors Gardikiotis Grivas war es zu danken, daß die Deputation nicht genöthigt ward, unverrichteter Sache abzutreten.

Personalnachrichten.

Orden. Preussen. Rother Adlerorden 4. Kl.: der katholische Pfarrkaplan Blome zu Warburg; der evangelische Pfarrer Hilbig zu Krommenau; der katholische Pfarrer Roesch zu Pogrzebin. — **Württemberg.** Orden der württembergischen Krone, Ritterkreuz: der Stadtschultheiß Wolbach in Ulm.

Standeserhöhungen. Württemberg. Der Oberförster K. L. F. v. Schiller zu Lorch ist in den Freiherrnstand erhoben worden.

Wissenschaft und Kunst.

*Dresden, 11. Mai. Ferd. Hiller hat seine vieractige Oper: „Ein Traum in der Christnacht", zu einer dreiactigen umgearbeitet und durch mancherlei Striche, die denn freilich in bitterer Consequenz auch so manches Schöne getroffen haben, sie um fast eine Stunde verkürzt. So ward sie gestern aufgeführt, und sie hat bedeutend in dramatischer Beziehung gewonnen, obwol sie ihres langweiligen Sujets wegen niemals eine Zugoper werden wird. Das Publicum war gestern sehr spärlich anwesend, der Beifall indeß bedeutend, doch schien er zum Theil von unverständigen Freunden auszugehen, was dem biedern, der Intrigue fremden Componisten selbst durchaus nicht angenehm sein kann. Hat sein ehrenwerthes Streben und die vielen echt deutschen, einzelnen Schönheiten, welche die Musik enthält, die hier von Seiten der Direction erfahrene Berücksichtigung wohl verdient, so läßt sich doch der billige Wunsch nicht unterdrücken, daß man eine gleiche auch andern, durch ihre äußere Stellung weniger bevorzugten Talenten gewähren möge. — Fräul. Hetzenecker von München wird jetzt bei unserer Oper zu Gastspielen erwartet, ob auf Engagement, steht dahin. — Unser letzter Kapellsopran bei der katholischen Hofkirche, der 60jährige Tarquinio, verläßt jetzt seine hiesige Stellung, um in Neapel seine Pension zu verzehren, ohne zu singen. Wir sind begierig, welche Mittel und Kräfte die Direction nun in Bewegung setzen wird, um diese Lücke auszufüllen. Die meisten Sopransolo in den hier vorhandenen Messen sind für Kastraten geschrieben; tüchtig, auch künstlerisch im Gesange weit genug ausgebildete Knabenstimmen werden sich selbstredend unter den Kapellknaben nur in seltenen Fällen finden, wenn auch der Instructor derselben, Sgr. Ciccarelli, der neulich als einer der ausgezeichnetsten hiesigen Gesanglehrer gepriesen wurde, der übrigens den lateinischen Meßtext wie unsere meisten Kirchensänger mit italienischer Aussprache singen läßt, sich die größte Mühe gibt; der Mitwirkung von Frauenstimmen in der katholischen Kirche ist aber die betreffende Geistlichkeit bisher, wir sehen die Gründe nicht ein, entschieden entgegen gewesen. Die Zukunft muß die Lösung bringen.

Das vom Professor Hübner für Meißen gemalte Altarbild: Christus, ist seit einigen Tagen zum Besten des Künstler-Unterstützungsfonds hier ausgestellt. Daß es in technischer Beziehung vortrefflich ausgeführt sei, bedarf bei dem Künstler wol kaum der Bemerkung; weniger indeß vermögen wir uns trotz des wahrhaft großen Styls, in dem es gehalten ist, mit der geistigen Auffassung des Bildes einverstanden zu erklären.

Handel und Industrie.

Dampfschiffahrt. *Dresden, 11. Mai. Das mit neuem Rumpfe und erneuerter, sehr bequemer und eleganter innerer Einrichtung versehene zweite Dampfschiff (Prinz Albert) der hiesigen Gesellschaft ist vorgestern von Magdeburg hier angekommen. Die frühere Maschine ist geblieben, aber das Boot selbst ist sowol der Länge als der Breite nach vergrößert, braucht weniger Tiefe des Fahrwassers, fährt mit bedeutender Schnelligkeit und gewährt seiner Zierlichkeit wegen einen angenehmen Anblick. Heute haben beide Dampfschiffe ihre regelmäßigen Fahrten, das eine nach Tetschen, das andere nach Pillnitz, begonnen, und dadurch die sorgenvollen Befürchtungen der Dresdner, sie würden wenigstens auf diesem Wege dem stereotypen Pfingstvergnügen, einer Partie in die Sächsische Schweiz, nicht nachgehen können, zu allgemeiner Freude ziemlich beseitigt.

Eisenbahn. *Livorno, 1. Mai. Am 26. April wurde die Subscription für die Eisenbahn von Livorno nach Grossetto bis an die Grenze des römischen Staates geschlossen; es waren statt der gefoderten 32 Millionen toscanischer Lire 170 Millionen gezeichnet. Da eine Reduction stattfinden mußte, wurde beschlossen, das Maximum jeder Subscription auf 200 Actien zu bestimmen und dann den Einheimischen 25 Proc., den Auswärtigen 30 Proc. ihrer Anmeldungen zu bewilligen; Letztere wurden deshalb begünstigt, weil man Grund hatte zu vermuthen, die Einheimischen hätten in der Voraussetzung einer Reduction ihre Anmeldungen gesteigert. Bei Abgang der Post wurden diese Actien mit 105½ Proc. bezahlt, wozu allerdings insofern Grund ist, als diese Linie ein Hauptglied des Bahnstranges bildet, der in wenigen Jahren Italien von Norden nach Süden in seiner ganzen Länge durchschneiden wird, und einer Bahn, welche Livorno, Florenz an einem, und Rom, Neapel am andern Ende hat, wol eine glänzende Zukunft nicht fehlen kann.

Staatspapiere. Frankfurt a. M., 10. Mai. Oestr. Bkact. pr. Ult. 2017; 250 Fl. L. 135¼; 500 Fl. L. 158⅛; Bair. 3½pc. 101¾; Bad. 50 Fl. L. 65¼; Darmst. 50 Fl. L. 78¼; 25 Fl. L. 32; Nass. 25 Fl. 29⅛. London, 6. Mai. 3pc. Cons. 98¾; Port. 3pc. 67; Span. act. 30¼; 3pc. 41½; pass. 7½; ausg. 18. Paris, 8. Mai. 5pc. 121. 30; 3pc. 85. 95; Neap. 104. 25; Port. 5pc. 68; Span. 3pc. 42; 3pc. inl. 35; pass. 7⅞. Wien, 8. Mai. Bkact. 1654; Met. 5pc. 113¼; 4pc. 102⅛; 3pc. 78¼; 500 Fl. L. 155¾; 250 Fl. L. 132¾.

Disconto Frankfurt a. M., 10. Mai. 2½ % Br.

Actien. Frankfurt a. M., 10. Mai. Taunusb. pr. Ult. 368; Fr. W. Nordb. 101½; Berb. 110¼; Ludw. Kanal 78⅝. Paris, 8. Mai. Bkact. belg. 625; Eis. St. Germ. 1065; Versaill. r. 555; l. 345; Strasb. 265. Wien, 8. Mai. Nordb. 187½; Gloggn. 149; Mail. 126¾; Livorn. 121½; Pesth. 110¼.

Verantwortliche Redaction: Professor Bülau.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Aufklärung über Adolf Friedrich Heinrich Schaumann, Professor in Göttingen.

(Deutsche Allgemeine Zeitung, 28. April.)

Bei der genannten Preisschrift über Niedersachsen war Dahlmann der erste, ich der andere Beurtheiler, bei der Corveier der erste ich, der andere Dahlmann. Für Mühe und Gunst des Urtheils schuldete mir der Verfasser Dank; den Werth solcher Schriften pflegt der richtenden Gesellschaft Ansehen mindestens zu verdoppeln. Schaumann war Advocat zu Hannover und wünschte sich nach Göttingen; durch meinen und Wilhelm's Austritt entsprang in der Bibliothek eine Lücke, in die Andere vorrückten, sodaß er jetzt an einen Platz gelangen konnte. Schnell hinter einander kamen seine beiden Schriften heraus (Anfangs 1839), er ward Bibliotheksecretair und (Julius 1842) außerordentlicher Professor. Zum Professor machen sie in Hannover keinen, der nicht einiges Aufsehen mit einem Buch erregt hat. Dahlmann's und mein Urtheil flossen also auf Schaumann's gegenwärtige Stellung, auf eine ganze Wendung seines Lebens wesentlich ein, und an solche Ereignisse bleibt in guten Menschen das Andenken frisch. Ihm waren lebhaft hervorgetreten die Zeit der beiden Aussprüche, die Person der Sprecher. Zwar jetzt stellt er sich an, mich nicht zu kennen, und will weder in Correspondenz noch irgend einer andern Berührung mit mir gestanden haben. Auszug aus seinem Briefe vom 30. Jan. 1839:

> Die beste Belohnung übrigens für die beiden Ihnen mehr als Jedem bekannten Producte von mir würde es für mich sein, wenn ich damit erreichen könnte, daß Sie sich für mich und meine fernern Arbeiten ein wenig interessirten und mir erlaubten, mir darüber vielleicht dann und wann einen Fingerzeig einzuholen, und doch weiß ich kaum, ob ich es wagen darf, Sie um eine solche Vergünstigung zu bitten.

Und ein anderer vom 28. März 1839 hebt so an:

> Ew. Hochwohlgeboren bitte ich recht sehr, die Einlage eben so freundlich aufnehmen zu wollen als die kürzlich an Sie abgesandte, und darin einen Beweis zu erkennen, daß die dabei ausgesprochenen Gesinnungen stets nur dieselben bleiben können.

Ich muß heimliches Vorgefühl davon gehabt haben wie viel dieser Gesinnung zu trauen, welche Pietät für mein Schicksal, welcher Dank für das aus meinen Schriften Gelernte, nein, dies alles bleibe unangeschlagen, welche Rücksicht auf das ihm persönlich Erwiesene von einem zu erwarten sei, der hier um Fingerzeige bettelt. Ich hatte zu jener Zeit wie nachher keinen Trieb mich mehr mit ihm abzugeben, beim Wiederlesen behagten mir seine Schriften viel schlechter, doch nie mit einem Wort habe ich ihn beleidigt. Und noch zur Stunde errathe ich den Grund nicht warum er mich ganz unerwartet anfiel in einem thörichten Aufsatz über die Lex Saxonum (Zeitschr. für gesch. Rechtsw. XI. 384), wo er eine hübsche Vermuthung meiner Rechtsalterthümer, die ich sicher Niemandem aufdringe, und die er verwerfen oder bestreiten mochte, aus „einer vollkommenen Unkenntniß aller juristischen und historischen Beziehungen" herleitet; so sich auszudrücken, mir gegenüber, wird in Aller Augen für Undankbarkeit gelten, die meine glimpfliche Abfertigung seiner allenthalben Blöße darbietenden Abhandlung, über welche mir Rudorff ganz zufällig mein Urtheil abgefordert hatte, im vollen Maß verdiente. Er aber schwieg, bis er sich die Gelegenheit ausersah meine Mythologie — ein Werk dem ich so treuen Fleiß wie den Rechtsalterthümern und, wenn sie mir irgend zu Gebot stand, nicht geringere Combinationskraft zugewandt, das ich eben mit voller Seele neu ausgearbeitet hatte, nunmehr als geistleere und erdrückende Stoffanhäufung zu schildern — ein Werk Dessen, der ihm zwei Anfangsversuche aufmunternd erhöht hatte, strebte er gegenüber der Arbeit eines mich unbefugt ausschreibenden Schülers zu erniedrigen. Ist denn das Suchen und Finden edler Stoffe, schon bei seinem Beginn, irgend trennbar von befruchtendem Urtheil und von eindringender fortwährender Gewalt über sie? Oder bedingt das Steigen dieser Gewalt nicht umgekehrt auch den stofflichen Zuwachs? Müssen die Regentropfen, wenn sie in dürren Boden fallen, nicht alsogleich die Wurzel laben, und das Wiederausschlagen, die langsame Hoffnung des Baumes, ist sie nicht besser als des Eingebildeten Wahn, der vorwitzig nach unerblühten Früchten hascht? Und dieser unglaublich gedächtnißschwache, wie ein Wolf lohnende Schaumann*) entblödet sich nicht jetzt in gesperrter Schrift auf ein Ereigniß anzuspielen wo ich gethan habe was Recht, Pflicht und das Gefühl edler Dankbarkeit unwiderstehlich forderten; wollte er (ist's möglich von einem Professor der Georgia Augusta?) darin Stütze für sich suchen, Waffe gegen mich, daß mein Handeln von der Wuth der Partei die ihren Plan gescheitert sah, schamlos begeifert ward? Traurige Erscheinung auf einer Universität die so glänzende Tage gesehen hat! Gedenkt man mich auch der Untreue an Göttingen zu zeihen? Ich habe beidemal ohne Menschenfurcht gethan was ich mußte. Nicht ich brach Gastfreundschaft, sie ward plump mir gebrochen. Damals schied ich mit Schmerz aus der geliebten Universität: aus der Liste derer gestoßen zu werden die des Rechts und der Freiheit herrlichen Begriff und Gehalt allen Augenblick misbrauchen, jeden langen dem Vaterland geleisteten Dienst auf der Stelle vergessen und, wer sich in ihre Ansichten nicht schmiegt, lästern, das betrachte ich als meinen Gewinn. Wilhelm Müller berechne aber was seine eigene Acharistie gewonnen habe aus des Genossen größerer.**)

Berlin, 3. Mai 1845.

Jacob Grimm.

*) Die gothische Sprache hat das bezeichnende Wort launavargs für einen Undankbaren.

**) In meiner Erklärung an ihn vom 4. April sind die Druckfehler eigenhändig in eingeständig und unverdorben in unverdorbner zu berichtigen.

Ankündigungen.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1845. Gr. 4. 12 Thlr. April. [1660]

Inhalt: Georg Wilhelm Friedrich Hegel's Leben beschrieben durch K. Rosenkranz. Supplement zu Hegel's Werken. — An Aide de Camp's recollections of service in China, a residence in Hong-Kong, and visits to the other islands in the Chinese Seas. By Captain A. Conynghame. — Oerwarodd, das Heldenkind. Ein altnordisches Märchen von A. Öhlenschläger. — Romanliteratur. — Hermes und Bürck, oder die historische Grundlage und Entfaltung der Erd- und Völkerkunde. — Georg Forster. Von A. Bock. — Die Universität Königsberg und ihre Jubelfeier. — Die deutsche Literaturgeschichte seit dreißig Jahren. Von W. A. Passow. — Zeichen und Wunder. — Historisch-kritische Einleitung in den Koran. Von G. Weil. — Historische Grundlagen des deutschen Staats- und Rechtslebens. Vorstudien zur deutschen Staats- und Rechtsgeschichte von K. R. Sachße. — Romanliteratur. — Über die bauliche Einrichtung des römischen Wohnhauses von C. G. Zumpt. — Der von Hegel'scher Philosophie durchdrungene Schuster-Geselle oder der absolute Stiefel. Drama in zwei Auftritten von F. L. Lindner. — Poesie im Dienste der Menschlichkeit. — Le citoyen du monde (der Weltbürger). Offert en trois langues par D. Josty. — Der Weg zum Throne. Ein unterhaltendes Charaktergemälde von Karl Johann XIV. König von Schweden und Norwegen. Von E. Herbold. — Über das sogenannte germanische und das sogenannte christliche Staatsprincip, mit besonderer Beziehung auf Maurenbrecher, Stahl und Matthäi. Von F. W. Carové. — Ein Puff. — Eduard Graf Raczynski. — Über einige neuere Erscheinungen der französischen historischen Literatur. — Der zweite Pariser Frieden. Von H. C. Freih. v. Gagern. Erster Artikel. Von F. v. Florencourt. — Militairische Briefe eines Verstorbenen an seine noch lebenden Freunde, historischen, wissenschaftlichen, kritischen und humoristischen Inhalts. Zur unterhaltenden Belehrung für Eingeweihte und Laien im Kriegswesen. Dritte Sammlung. — Romanliteratur. — Der Selbstmord. Von K. Hohnbaum. — Der hellenische Nationalcongreß zu Athen in den Jahren 1843 und 1844. Nach der Originalausgabe der Congreßverhandlungen im Auszug bearbeitet von A. C. Heinze. — Einige Anliegen Deutschlands, besprochen von F. Kölle. — Thomas Münzer und seine Genossen. Historischer Roman von L. Köhler. — Kritische Gänge. Von F. Th. Vischer. Von W. Danzel. — Flüchtige Bemerkungen eines Flüchtig-Reisenden. Herausg. von C. O. L. v. Arnim. 3. u. 4. Th. — Schweizerische Literatur über den Jesuitismus. — Anna. Ein Roman aus der nächsten Vergangenheit. Von Adele Schopenhauer. — Aus der Caserne. Memoiren eines östreichischen Militairs, herausg. von S. Thurm. Von F. Schuselka. — Zur polnischen Literatur. — **Notizen; Miscellen; Bibliographie; Literarische Anzeigen** ꝛc.

Von dieser Zeitschrift erscheint täglich außer den Beilagen eine Nummer, und sie wird in Wochenlieferungen, aber auch in Monatsheften ausgegeben. Ein **Literarischer Anzeiger** wird mit den **Blättern für literarische Unterhaltung** und der **Isis** von Oken ausgegeben. Insertionsgebühren für den Raum einer gespaltenen Zeile 2½ Ngr. Besondere Anzeigen ꝛc. werden gegen Vergütung von 3 Thlrn. den **Blättern für literarische Unterhaltung** beigelegt. **Leipzig**, im Mai 1845.

F. A. Brockhaus.

In der **Gebauer'schen Buchhandlung** in **Halle** erschien soeben: [1608]

Die biblisch-prophetische Theologie,
ihre Fortbildung durch **Chr. A. Crusius** und ihre neueste Entwickelung seit der Christologie **Hengstenberg's.**
Historisch-kritisch dargestellt von **Franz Delitzsch.** Preis 1 Thlr. 24 Ngr.

Abhandlungen aus dem Gebiete der Chirurgie,
von Professor Dr. **Zeis.** Mit 4 lith. Tafeln. Preis 20 Ngr.

Soeben ist bei **Julius Weise** in **Stuttgart** erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Merz, Dr. Heinrich,
Die Jahrbücher der Gegenwart und ihre Helden.
Wider die Herren DD. Schwegler, Vischer und Zeller in Tübingen.
5 Bogen in gr. 8. Brosch. Preis 7½ Ngr. (6 gGr.) = 27 Kr. [1624]

Anzeige fürs In- und Ausland.

Bei herannahendem Wollmarkte, welcher am 13. Juni hier anfängt, übernehme ich sowol in als außer dieser Zeit **fortwährend Aufträge zum Einkauf** von gut sortirten hoch- und mittelfeinen

Sächsischen Wollen,

Wollen in Schäferband, Samm-Wollen, Abgangs-Wollen, Rauf-Wollen, Kämmlingen ꝛc. Langjähriger Vorstand der Wollsortirung und Besorgung der Woll-Einkäufe für eins der bedeutendsten Geschäfte Deutschlands, beauftragt mit der Sortirung der Schafzucht im

Königreich und Herzogthum Sachsen,

bin ich im Stande, jeden speciellen Nachweis, namentlich über **gut veredelte Wollen sämmtlicher Rittergüter,** geben zu können. Bei etwanigem Bedarf von angeführten Sorten werde ich auf Verlangen, und gewiß dem Zwecke entsprechend, dabei vortheilhaft an die Hand gehen, und werde auch jeden mir darin schriftlich ertheilten Auftrag prompt zur Ausführung bringen.

Leipzig, am 13. Mai 1845.

[1586—88] **J. G. Prior** sen., Reichsstraße, Damhirsch.

Pferde-Auction

derjenigen Herzoglichen Marstalls- und Gestüts-Pferde, welche Dienstag als den 20. Mai d. J. Morgens 10 Uhr in hiesiger Reitbahn meistbietend versteigert werden.

1) **Comus:** Fuchs, Wallach mit Blesse, rechter Hinterfuß weiß, 5 Jahr alt, nach dem Engl. Vollblut-Hengst **Kaleigh** und einer Neustädter Stute **Lady Mervill.**
2) **Goralla:** braune Stute mit kleinem Stern, 5 Jahr alt, nach dem **Kaleigh** und einer Dessauer Stute **Nankin.**
3) **Apollo:** Fuchs, Hengst mit Blesse, 4 Jahr alt, nach dem **Kaleigh** und einer Mecklenburger Stute **Helene.**
4) **Mars:** Fuchs, Wallach mit kleinem Stern, 4 Jahr alt, nach dem **Kaleigh** und **Lady Mervill.**
5) **Mercur:** brauner Wallach, 4 Jahr alt, nach dem Senner-Hengst **Arminius** und einer Stute aus dem Roßlauer Haupt-Gestüt **Vitellia.**
6) **Pluto:** schwarzbrauner Wallach, 4 Jahr alt, nach dem russischen Hengst **Imperator** und einer Mecklenburger Stute **Orphea.**
7) **Rosa:** braune Stute mit Stern und vier weißen Füßen, 4 Jahr alt, nach dem Hengst **Ascanion** aus dem Roßlauer Haupt-Gestüt und einer Pleßner Stute **Rosine.**
8) **Reseda;** braune Stute mit Schußstern, 4 Jahr alt, nach dem **Ascanion** und einer Gradizer Stute **Alegresse.**
9) **Tebaldo:** brauner Hengst, 5 Jahr alt, nach dem Hengst **Julius Caesar** aus dem Roßlauer Haupt-Gestüt und der **Vitellia.**
10) **Rinaldo:** schwarzer Hengst mit kleinem Stern, der linke Hinterfuß weiß, 5 Jahr alt, nach dem Hannoverschen Marstalls-Landbeschäler **Sir Geoffroi Peveril** und einer Hannoverschen Fuchs-Stute von **Nonpareil** abstammend.

Cöthen, den 28. April 1845.

Das Herzogliche Marstallamt.
W. von Bodenhausen.

[1469—71]

Regulaire Packet- (Post-) Schiffe von *Hamburg* nach *New-York.*

Die so rühmlichst bekannten schnellsegelnden Packet- (Post-) Schiffe des Unterzeichneten werden folgendermaßen von hier abgehen:

Newton,	Capt. Wienholtz,	groß 320 Lasten,	am	15. Febr.,	5. Juli,	15. Nov.,
Howard,	„ Paulsen,	„ 250 „	„	15. März,	25. Juli,	1. Dec.,
Miles,	„ Ehlers,	„ 250 „	„	5. April,	15. Aug.,	15. Dec.,
Franklin,	„ Sleeboom,	„ 250 „	„	1. Mai,	1. Sept.,	
Washington,	„ Krüger,	„ 300 „	„	15. Mai,	25. Sept.,	
Stephani,	„ Rolufs,	„ 350 „	„	5. Juni,	15. Oct.,	
Brareas,	„ Flor,	„ 400 „	„	25. Juni,	5. Nov.;	

[1664]

nach **New-Orleans** am **1. September, 25. September** und **15. October.**

Die eleganten bequemen Cajüten, die hohen geräumigen Zwischendecke und die zweckmäßige zum Schnellsegeln bestimmte Bauart dieser Schiffe gewähren Passagieren und Auswanderern die größte Sicherheit einer schnellen und glücklichen Reise. Bei den billigsten Preisen können sich ferner diese der besten Kost und Behandlung versichert halten, und bürgt dafür der **lang anerkannte** Ruf dieser Schiffe.

Wegen der raschen und billigen Verbindung bis Magdeburg durch die Eisenbahnen und von dort bis zu unserm Hafen vermittelst der Dampfschiffe in 20 Stunden, ist die Reise über Hamburg Auswanderern als die rascheste und billigste besonders zu empfehlen. Sämmtliche bis zum November v. J. expedirte Schiffe des Unterzeichneten sind bereits glücklich in Amerika angekommen.

Nähere Nachrichten ertheilen die Herren Agenten des Unterzeichneten, oder auf portofreie Briefe

Hamburg, am 2. Jan. 1845. **Rob. M. Sloman,** Eigenthümer der Packetschiffe.

Eröffnung der Molkenheilanstalt in Schlangenbad.

Die hiesige Molkenheilanstalt, welche im verflossenen Sommer nach dem Vorbilde ähnlicher Institute des Hochgebirgs eingerichtet wurde, wird für die bevorstehende Saison am 15. Mai eröffnet werden.

Schlangenbad, am 1. Mai 1845.

Die Badeverwaltung.
Riehl.

[1461—63]

Schach.

Correspondenz-Partie zwischen den Clubs **zum Guttenberg** in **Leipzig** — und **Lübeck.**

Leipzig (Weiß) erster Zug **E 2 — E 4.**

Für einen der gesündesten Plätze in **Südamerika** wird unter annehmlichen Bedingungen ein Mädchen von gesetzten Jahren gesucht, welches die Wartung von Kindern und alle sonst vorkommenden häuslichen Arbeiten besorgen kann und im Nähen und Plätten erfahren ist. Auch wird für denselben Platz ein junger Mann zum Arbeiten im Lager und Aufwartung gesucht. Gute Zeugnisse werden verlangt, und das Nähere in der Expedition der Bremer Zeitung zu erfragen. [1665]

Theater der Stadt Leipzig.

Dienstag, 13. Mai. **Der verwunschene Prinz,** Schwank in 3 Acten von J. von Plötz. — Vorher: **Der Weiberfeind,** Lustspiel in 1 Act von R. Benedix.

Mittwoch, 14. Mai. **Rococo,** oder: **Die alten Herren,** Intriguen-Lustspiel in 5 Acten von Heinrich Laube.

Freitag, 16. Mai. Zum ersten Male: **Struensee und die Deutschen in Dänemark,** Trauerspiel in 5 Acten von H. Laube. [1666]

Neu erschien bei mir und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Gedichte eines Österreichers.

Gr. 12. Geh. 20 Ngr.

Leipzig, im Mai 1845.

[1663] **F. A. Brockhaus.**

[1662]

Dampfschiffahrt zwischen Magdeburg und Hamburg.

Dienst für den Monat Mai:

von **Magdeburg:**
täglich, Nachmittags 3 Uhr, nach Ankunft der Personen-Dampfwagenzüge von **Berlin, Leipzig und Dresden;**

von **Hamburg:**
täglich, Abends 6 Uhr.

Außerdem werden wöchentlich noch zwei Schleppschiffe expedirt

von **Magdeburg:**	von **Hamburg:**
Sonntag,	**Sonntag,**
Donnerstag.	**Mittwoch.**

Magdeburg, im Mai 1845.

Die Direction.
Holtzapfel.

Nähere Auskunft und Fahrbillets ertheilt in Leipzig **Ferd. Gernau,** Grimmaische Str. Nr. 15.

Familien-Nachrichten.

Verlobt: Hr. Eduard Ackermann in Altenburg mit Frl. Henriette Barth.

Getraut: Der Amtsactuar Wilhelm Henning mit Frl. Isabella Waldhausen. — Dr. Larisch in Charlottenbrunn mit Frl. Franziska Großmann. — Der Schichtmeister Karl Voß vom Steinkohlenwerk Vereinsglück bei Zwickau mit Frl. Pauline Dürr.

Geboren: Hrn. Theodor Apel in Leipzig ein Sohn. — Hrn. Hillig in Benndorf ein Sohn. — Hrn. Pastor P. A. Lechla in Thum ein Sohn. — Hrn. Robert Meinert in Oelsnitz ein Sohn. — Hrn. Erblehnrichter Friedr. Müller in Taura eine Tochter. — Hrn. Dr. Oehler, Bezirksarzt in Crimmitzschau, eine Tochter. — Hrn. F. A. Opitz in Wurzen eine Tochter. — Hrn. J. C. Pirnsch in Leipzig ein Sohn. — Hrn. Emil Römisch, Amtsviceactuar in Wolkenstein, eine Tochter. — Hrn. Schuldirector Schuberth in Glauchau eine Tochter. — Hrn. Organist Schütze in Belgern eine Tochter. — Hrn. Rittergutsbesitzer v. Zerboni di Sposetti auf Ibitzko ein Sohn.

Gestorben: Wilhelmine Sophie v. Feilitzsch auf Mißlareuth. — Hr. Cantor Friedrich Benjamin Grahl in Reinhardtsgrimma. — Der Postmeister Karl Friedrich Irmisch in Plauen. — Frau Friederike Dorothee Klinkicht in Meißen. — Der Bergverwalter Ernst Wilhelm Lindig in Zaukeroda. — Der Rittergutsbesitzer und Lieutenant a. D. Heinrich Möcke auf Kleinbriesen. — Hr. Pfarrer Heinrich August Richter zu Ottendorf.

(Mit einer **Beilage.**)

Ueberblick.

Der ewige Jude. (Fortsetzung.)

Verhandlungen der zweiten württembergischen Kammer über die Censurkosten.

Der ewige Jude.

(Nach dem Feuilleton des Constitutionnel.)

(Fortsetzung aus Nr. 88.)

Achter Theil.

Die Cholera.

Erstes Capitel.

Der Vorplatz der Notredamekirche.

Es sind acht Tage verflossen, seitdem Rodin von der Cholera befallen wurde, deren Verheerungen immer ärger werden.

Eine furchtbare Zeit!

Das kürzlich noch so frohe Paris hat ein Trauerflor bedeckt. Und doch war der Himmel nie klarer, das Wetter nie beständiger; nie schien die Sonne heller.

Diese unerschütterliche Heiterkeit der Natur, während die Seuche wüthete, bildete einen seltsamen, einen geheimnißvollen Contrast.

Das grelle Licht einer blendenden Sonne machte die von den tausend Aengsten der Furcht bewirkte Entstellung der Züge noch sichtbarer. Denn ein Jeder zitterte: Dieser für sich, Jener für geliebte Personen; in den Gesichtern sprach sich eine Unruhe, ein Erstaunen, eine Art Fieber aus. Der Gang war beeilt, als ob man die Aussicht habe, durch rascheres Gehen der Gefahr zu entkommen. Man eilte auch nach Hause zu gelangen; beim Weggehen hinterließ man Leben, Gesundheit, Wohlergehen in seiner Wohnung; zwei Stunden später fand man oft Agonie, Tod und Verzweiflung dort.

Bei jedem Schritte traten neue unheimliche Dinge dem Auge entgegen. Bald fuhren Karren mit symmetrisch aufgestapelten Särgen durch die Straßen. Sie hielten vor jeder Wohnung an. Grau und schwarz gekleidete Männer warteten in der Thür; sie streckten die Arme aus, und bald warf man ihnen einen, bald warf man ihnen zwei, oft warf man ihnen in demselben Hause drei oder vier Särge zu, sodaß zuweilen der Sargvorrath rasch erschöpft war, viele Todte in einer Straße nicht „bedient" wurden und die voll gekommene Karre leer abfuhr.

In fast allen Häusern war von oben bis unten, von unten bis oben ein betäubendes Hämmern. Man nagelte Särge zu; man nagelte so viele, aber auch so viele zu, daß die Zunagler zuweilen ermüdet inne hielten.

Dann brach allerlei Schmerzgeschrei, Wehruf, Verzweiflungsjammer aus. Das waren Diejenigen, denen die schwarzgrauen Männer Jemand genommen hatten, um die Särge anzufüllen.

Unaufhörlich füllte man Särge und nagelte sie Tag und Nacht zu, eher bei Tage als bei Nacht, denn von der Morgendämmerung an kam in Ermangelung der unzulänglichen Bahren eine jammervolle Schar improvisirter Leichenwagen. Karren, Leiterwagen, Meubleswagen, Fiacres, Lohnkutschen kamen zum Leichenfahren, und im Gegensatz zu denjenigen, die in die Straßen voll ein- und leer wegfuhren, trafen letztere leer ein, gingen aber bald voll ab.

Unterdessen wurden die Fenster erleuchtet, und oft brannten diese Lichter bis zum Anbruche des Tages. Es war die Zeit der Bälle, und jener Schein glich ganz dem Strahlenglanze der tollen Festnächte, nur daß Leichenkerzen die Wachskerzen ersetzten und Grabgesänge an die Stelle des lustigen Ballgesumses traten. Auch in den Straßen schwebten statt der possenhaften Transparente auf den Schildern der Maskenverleiher hin und wieder blutrothe Laternen, auf denen mit schwarzen Buchstaben stand:

Hülfe für Cholerakranke.

Wo in der That ein Fest des Nachts stattfand ... es war auf den Kirchhöfen ... die schwelgten. ...

Sie, die stets so trübe, so stumm in diesen nächtlichen, in diesen schweigsamen Stunden, wo man das leise Rauschen der vom Abendwinde bewegten Cypressen vernimmt;

Sie, die nur durch den blassen Strahl des Mondes erheitert werden, wenn er auf dem Marmor der Grabmäler glänzt;

Sie, die so einsam sind, daß kein menschlicher Fuß ihre Grabesstille in der Nacht zu stören wagt;

Sie waren plötzlich belebt, geräuschvoll, lärmend und lichterhellt geworden.

Beim dampfigen Scheine von Fackeln, die breite röthliche Strahlen auf das schwarze Tannenholz und den weißen Stein der Grabmäler warfen, grub munter und guter Dinge eine Menge von Todtengräbern. Dieses gefährliche und beschwerliche Geschäft wurde damals fast mit Gold aufgewogen. Man bedurfte solcher braven Leute so sehr, daß man sie wol schonen mußte. Tranken sie oft, so tranken sie doch viel; sangen sie stets, so sangen sie doch laut, und zwar, um ihre Kräfte und ihre gute Laune aufrecht zu halten: ein mächtiges Hülfsmittel bei einer solchen Arbeit. Kamen zufällig einige mit dem angefangenen Grabe nicht zu Ende, so vollendeten gefällige Kameraden es für sie (das war der richtige Ausdruck) und legten sie freundschaftlich hinein.

Den lustigen Liedern der Todtengräber schlossen sich in der Ferne andere Gesänge an. In der Nähe der Kirchhöfe waren Wirthshäuser errichtet worden, und wenn die Leichenkutscher ihre Kunden an deren Adresse abgesetzt hatten (wie sie sinnreich zu sagen pflegten), bankettirten und jubilirten sie von ihrem Extraverdienste wie Edelleute. Oft fand die Morgenröthe sie mit dem Glas in der Hand und dem Scherz auf den Lippen.... Und seltsamerweise: unter diesen Leichenleuten, die mitten in der Seuche lebten, war die Sterblichkeit fast Null.

In den finstern, ungesunden Stadtvierteln, wo eine Menge durch die härtesten Entbehrungen bereits erschöpfter und, wie man damals mit Nachdruck sagte: der Cholera schon vorgekauter Proletarier in einer kranken Atmosphäre zusammengedrängt lebten, handelte es sich nicht mehr um Einzelne, sondern um ganze Familien, die in einigen Stunden weggerafft wurden. Zuweilen, o Milde des Himmels! blieben jedoch ein oder zwei kleine Kinder allein in dem kalten und verödeten Zimmer zurück, nachdem Vater und Mutter, Bruder und Schwester im Sarge davongegangen waren.

Oft mußte man auch aus Mangel an Bewohnern manche von diesen Häusern zuschließen: den armen Bienenkörben fleißiger Arbeiter, welche die Seuche vom Keller, wo wie gewöhnlich kleine Schornsteinfeger auf Stroh schliefen, bis zum Dachstübchen, wo halbnackt und hager Arme ohne Arbeit und ohne Brot auf dem eisigen Fußboden erstarrten, binnen vierundzwanzig Stunden entvölkert hatte.

Unter allen Stadttheilen von Paris bot während der Zeit, wo die Cholera zunahm, wol keiner einen furchtbarern Anblick dar als die Cité, und in der Cité war der Vorplatz der Notredamekirche fast täglich ein Schauplatz furchtbarer Auftritte, da die meisten Kranken aus den benachbarten Straßen, die man ins Hotel-Dieu brachte, auf diesem Platze zusammenkamen.

Die Cholera hatte nicht eine ... sie hatte tausenderlei Gestalten. So fanden auf dem Vorplatze der Notredamekirche acht Tage nach Rodin's plötzlichem Anfalle verschiedene Vorgänge statt, wobei Gräßlichkeit und Seltsamkeit wetteiferten.

Statt der Rue d'Arcole, die jetzt geradeswegs nach diesem Platze führt, ging damals ein Gäßchen dahin: schmuzig wie alle Gassen der Cité und mit einem niedrigen, finstern Gewölbe endend.

Trat man auf den Vorplatz, so hatte man links das Portal der ungeheuern Kathedrale, vor sich die Gebäude des Hotel-Dieu; etwas weiter hin ließ ein Durchblick die Brüstung des Quai Notre-Dame wahrnehmen.

An der schwärzlichen und verwitterten Mauer des Bogengangs konnte man einen frisch angeklebten Zettel lesen. Es standen die Worte darauf *):

„Rache ... Rache. ..."

„Die Leute aus dem Volke, die sich in die Spitäler bringen lassen, werden dort vergiftet, weil man die Anzahl der Kranken zu groß findet. Jede Nacht gehen Kähne voll Leichen die Seine hinab."

„Rache und Tod den Meuchlern des Volks!"

In Mäntel gehüllt und im Dunkel des Gewölbes halb versteckt horchten zwei Männer mit unruhiger Neugier einem Lärme zu, der sich aus einem vor dem Hotel-Dieu zusammengelaufenen Haufen immer drohender erhob.

Bald scholl der Ruf: „Tod den Aerzten! ... Rache!" bis zu den beiden unter dem Gewölbe lauernden Männern.

Die Zettel thun ihre Wirkung — sagte der Eine — das Pulver fängt Feuer. ... Ist der Pöbel einmal in Wuth ... hetzt man ihn, auf wen man will.

Sag 'mal — antwortete der Andere — wer ist denn das da ... der

*) Bekanntlich wurden zur Cholerazeit dergleichen Zettel massenweise in Paris verbreitet und abwechselnd verschiedenen Parteien zugeschrieben, unter Andern der Priesterpartei, da mehre Bischöfe Hirtenbriefe veröffentlicht hatten oder in den Kirchen ihres Sprengels sagen ließen, daß der liebe Gott die Cholera geschickt habe, um Frankreich zu bestrafen, weil es seine legitimen Könige verjagt und den katholischen Cultus den übrigen Culten gleichgestellt habe.

Hercules, dessen riesiger Wuchs über die ganze Canaille hervorragt? War das nicht einer der wüthendsten Anführer bei der Demolirung von Herrn Hardy's Fabrik?

Wahrhaftig, ja... ich erkenne ihn wieder; wo nur ein arger Streich zu machen ist, findet man diese Kerls wieder.

Jetzt laß uns, glaube mir, nicht unter diesem Gewölbe bleiben. Es ist ein eiskalter Zug hier, und obwol ich mit Flanell gefüttert bin....

Du hast recht: die Cholera ist brutal wie der Teufel. Hier geht überdies Alles ganz gut. Auch versichert man, daß die republikanische Emeute die Vorstadt Saint-Antoine in Masse aufregen wird. Frisch, frisch: das paßt uns, und die heilige Sache der Religion wird über die revolutionaire Gottlosigkeit triumphiren.... Gehen wir wieder zum Abbé von Aigrigny.

Wo finden wir ihn?

Hier nebenan.... Komm nur!

Und die beiden Männer verschwanden eiligst.

Die Sonne begann unterzugehen und warf goldene Strahlen auf das schwarze Schnitzwerk des Portals der Notredamekirche und auf die imposante Masse ihrer beiden Thürme, die in einen vollkommen blauen Himmel emporstiegen, denn seit mehren Tagen verjagte ein trockener eisiger Nordostwind jedes Gewölk.

Ein ungemein zahlreicher Auflauf umgab, wie schon gesagt wurde, den Eingang zum Hotel-Dieu und drängte gegen das Gitter an, welches die Vorhalle dieses Gebäudes umgibt. Hinter diesem Gitter sah man eine Infanterieabtheilung aufgestellt, denn der Ruf: Tod den Aerzten! war immer bedrohlicher geworden.

Die Menschen, welche diesen Ruf ausstießen, gehörten dem müßigen, herumtreiberischen und verderbten Pöbel an ... der Hefe von Paris. So kamen die Unglücklichen, welche man herbrachte, da sie nothwendig durch diesen scheußlichen Menschenhaufen hindurch mußten, unter unheimlichem Geschrei und Todesruf ins Hotel-Dieu.

Jeden Augenblick brachten Tragbahren, Sänften neue Opfer. Die Sänften waren oft mit Vorhängen versehen, sodaß man die Kranken nicht bemerken konnte; die Tragbahren hatten aber keine Bedachung, und die krankhaften Bewegungen der Sterbenden verschoben oft die Decke und ließen ein leichenhaftes Antlitz sichtbar werden.

Statt die Elenden, welche vor dem Spitale versammelt waren, zu erschrecken, dienten dergleichen Auftritte ihnen als Veranlassung zu cannibalischen Späßen oder zu gräßlichen Prophezeiungen über das Loos dieser Unglücklichen, wenn sie erst in der Gewalt der Aerzte seien.

Der Steinbrecher und die Zipolle befanden sich in Begleitung einer großen Menge ihrer Genossen unter diesem Pöbelhaufen.

In Folge der Verwüstung von Hrn. Hardy's Fabrik war der Steinbrecher von den Wölfen feierlich aus ihrer Gesellenverbindung gestoßen worden, da sie keinerlei Gemeinschaft mit diesem Elenden behalten wollten. Darauf hatte dieser sich unter den niedrigsten Pöbel gemischt und war, auf seine herculische Stärke rechnend, für Lohn der ausdrückliche Vertheidiger der Zipolle und Ihresgleichen geworden.

Außer einigen zufällig herbeigekommenen Vorübergehenden bestand also die zerlumpte Masse, welche den Vorplatz der Notredamekirche bedeckte, aus dem Abschaum der pariser Bevölkerung; aus Elenden, die eben so sehr zu beklagen als zu tadeln waren, denn Noth, Unwissenheit und Vernachlässigung erzeugen unvermeidlich Laster und Verbrechen. Für diese Wilden der Civilisation lag weder Mitleid, noch Belehrung, noch Schrecken in den furchtbaren Auftritten, von denen sie jeden Augenblick Zeuge waren. Ohne Sorge für ein Leben, um das sie täglich mit dem Hunger oder mit den Verlockungen zum Verbrechen zu kämpfen hatten, trotzten sie der Seuche mit teuflischer Frechheit oder unterlagen ihr mit Flüchen auf den Lippen.

Die hohe Gestalt des Steinbrechers ragte über die Gruppen hinweg. Mit blutunterlaufenen Augen, mit glutentflammten Gesichtszügen schrie er aus Leibeskräften:

Tod den Pflasterkasten!... Sie vergiften das Volk.

Das ist leichter als es ernähren — fügte die Zipolle hinzu.

Dann wandte die Megäre sich an einen Greis im Todeskampf, den zwei Männer, mit großer Mühe den Haufen durchdringend, auf einem Stuhle herbeitrugen, und fügte hinzu:

Geh doch nicht da hinein, Sterbender; stirb hier in freier Luft statt in jener Höhle, wo man dich vergiften wird wie eine alte Ratte.

Ja wohl — setzte der Steinbrecher hinzu. — Nachher wirft man dich ins Wasser als Leckerbissen für die Weißfische, die du nicht mehr essen wirst....

Bei diesen gräulichen Späßen blickte der Greis entsetzt umher und stieß dumpfe Klagetöne aus. Die Zipolle wollte die Träger anhalten, und diese konnten sich nur mit großer Mühe von der Megäre losmachen. Die Menge der Cholerakranken, die ins Hotel-Dieu kamen, nahm jeden Augenblick zu. Da die gewöhnlichen Fortschaffungsmittel nicht mehr ausreichten, brachte man die Kranken auf den Armen getragen.

Hin und wieder zeigten fürchterliche Auftritte die Blitzesschnelle der Seuche.

Zwei Männer brachten eine Bahre, über die ein blutbeflecktes Tuch gebreitet war. Der eine fühlt sich plötzlich heftig erkrankt und bleibt stehen. Seine ermatteten Arme lassen die Tragbahre los. Er erbleicht, wankt, fällt auf den Kranken und sieht eben so leichenhaft aus wie dieser. ... Der andere Träger erschrickt, flieht ängstlich und läßt seinen Genossen wie den Sterbenden mitten in der Menge zurück. Einige treten schaudernd bei Seite, Andere brechen in ein wildes Gelächter aus.

Das Gespann hat Angst bekommen — sagte der Steinbrecher. — Es hat die Karre stecken lassen.

Hülfe! — rief der Sterbende mit jammernder Stimme. — Um Gotteswillen bringt mich ins Spital.

Es ist kein Platz mehr im Parterre — sagte eine spottende Stimme.

Und ins Paradies zu steigen, sind deine Beine zu schwach — fügte ein Anderer hinzu.

Der Kranke machte eine Anstrengung, um aufzustehen, aber seine Kräfte reichten nicht aus, und erschöpft fiel er auf sein Lager zurück. Plötzlich drängt die Masse gewaltig; die Tragbahre wird umgestoßen; man tritt den Träger sammt dem Greise mit Füßen, und ihr Jammer übertönt das Geschrei:

Tod den Pflasterkasten!

Und das Geheul beginnt mit neuer Wuth. Diese wilde Bande, die in ihrem rasenden Grimme nichts mehr achtete, war doch genöthigt, einige Augenblicke später vor einigen Arbeitern Platz zu machen, die kräftig zweien ihrer Genossen den Weg bahnten. Diese trugen auf ihren verschlungenen Armen einen noch jungen Handwerksgesellen; sein Kopf ruhte schwer und bereits leichenblaß an der Schulter des einen Trägers; ein kleines Kind folgte weinend und hielt sich an den Schoos der Blouse des andern.

Seit einigen Augenblicken hörte man aus der Ferne in den krummen Straßen der Cité den hellen cadenzirten Schall mehrer Trommeln. Man schlug Lärm, denn in der Vorstadt Saint-Antoine war ein Aufstand ausgebrochen. Die Tambours kamen durch den gewölbten Gang und schritten über den Vorplatz der Notredamekirche. Plötzlich läßt einer dieser Soldaten, ein Veteran mit grauem Schnurbarte, den lauten Wirbel seiner Trommel langsamer werden und bleibt zurück. Erstaunt blicken seine Kameraden um... sein Gesicht ist grau, die Knie wanken ihm, er stammelt noch einige unverständliche Worte und fällt wie vom Blitze getroffen aufs Pflaster nieder, ehe noch die vordersten Tambours zu schlagen aufgehört haben. Die Blitzesschnelle dieses Anfalles erschreckt die Verhärtetsten einen Augenblick. Erstaunt über die plötzliche Unterbrechung des Trommelns eilt ein Theil des Auflaufs zu den Tambours hin.

Beim Anblicke des sterbenden Soldaten, den zwei seiner Kameraden aufrecht halten, sagt einer der beiden Männer, die unter dem Gewölbe am Vorplatze dem Beginne der Volksaufregung beigewohnt hatten, zu den andern Tambours:

Hat euer Kamerad vielleicht unterwegs an einem Brunnen getrunken?

Ja — antwortet ein Soldat. — Er war fürchterlich durstig und trank auf dem Chateletplatze zwei Schlucke Wasser.

Dann ist er vergiftet worden — sagte der Mann.

Vergiftet? — fragten mehre Stimmen.

Das wäre nicht zu bewundern — antwortete der Mann mit geheimnißvoller Miene. — Man wirft Gift in die öffentlichen Brunnen. Heute früh ist in der Straße Beaubourg Jemand todtgeschlagen worden, den man ertappt hatte, wie er ein Packet Arsenik in die Schleifkanne eines Weinschenken ausschüttete. *)

Nach diesen Worten verschwand der Mann in der Menge.

Dieses Gerücht, eben so albern wie das Gerücht, das über die Vergiftung der Kranken im Hotel-Dieu im Umlauf war, wurde mit einem Ausbruche von Wuthgeschrei aufgenommen. Fünf bis sechs zerlumpte Kerle, wahrhafte Banditen, ergriffen den sterbenden Tambour, nahmen ihn ungeachtet des Widerstandes seiner Kameraden auf die Schulter und durchzogen mit dieser unheimlichen Last den Vorhof unter dem Voranschreiten des Steinbrechers und der Zipolle, die fortwährend riefen:

Platz für die Leiche! So vergiftet man das Volk!...

In eine neue Aufregung brachte die Menge das Ankommen eines vierspännigen Reisewagens. Nicht im Stande, den damals halb entpflasterten Quai Napoléon zu passiren, hatte dieser Wagen sich

*) Bekanntlich wurden zu jener unglücklichen Zeit mehre Leute unter dem unbegründeten Vorwand einer Vergiftung todtgeschlagen.

durch die krummen Straßen der Cité gewagt, um über den Vorplatz der Notredamekirche auf das andere Ufer der Seine zu gelangen.

Wie viele Andere flohen auch diese Emigranten aus Paris, um der Seuche zu entrinnen, die sie decimirte. Ein Bedienter und eine Kammerfrau, die hinter dem Wagen saßen, blickten sich mit Entsetzen an, wie sie vor dem Hotel-Dieu vorüberkamen, während ein junger Mann, der im Wagen auf dem Vordersitze saß, das Fenster öffnete und dem Postillon Schritt zu fahren empfahl, um kein Unglück zu veranlassen, da das Gedränge dort sehr groß war. Dieser junge Mann war Herr von Merinval; auf dem Rücksitze saßen der Graf von Montbron und dessen Nichte, Frau von Merinval.

Die Blässe und die Verstörtheit des Gesichts der jungen Frau machten ihre Angst augenscheinlich. Der Graf von Montbron schien ungeachtet seiner Charakterstärke äußerst unruhig und roch wie seine Nichte von Zeit zu Zeit an einem mit Kampherspiritus gefüllten Flacon.

Seit einigen Minuten fuhr der Wagen langsam. Der Postillon lenkte seine Pferde mit Vorsicht. Plötzlich erhob sich ein anfangs dumpfes und entferntes Geräusch in der Menge, das bald näher kam. Es nahm zu, je heller der laute Schall von Ketten und Eisen wurde, der, in der Regel sehr lärmend, den Artillerievorrathswagen eigenthümlich ist. In der That kam ein solches Fuhrwerk vom Quai Notredame dem Reisewagen entgegen und befand sich bald neben diesem.

Sonderbar! das Gedränge war groß, der Artilleriewagen fuhr schnell, und doch öffneten sich bei seiner Annäherung die Reihen wie durch Zauber.

Dieses Wunder erklärte sich bald durch die von Mund zu Mund fliegenden Worte:

Der Todtenwagen: ... der Todtenwagen!

Die Leichenwagen reichten zur Fortschaffung der Todten nicht mehr aus. Man hatte eine Anzahl Artillerievorrathswagen requirirt, auf denen die Särge rasch auf einander gestellt wurden.

Blickte ein großer Theil der Vorübergehenden mit Schrecken auf dieses unheimliche Fuhrwerk, so verdoppelten doch der Steinbrecher und die Zipolle ihre gräßlichen Späße.

Platz für den Omnibus der Verschiedenen! — rief die Zipolle.

In diesem Omnibus braucht man nicht zu befürchten, auf die Füße getreten zu werden — sagte der Steinbrecher.

Das sind bequeme Reisende da drinnen.

Wenigstens verlangen sie nie auszusteigen.

Sieh, es fährt nur ein Trainsoldat!

Das ist wahr, die Vorderpferde führt ein Mensch in einer Blouse.

Der andere Soldat wird müde geworden sein, der Schlaukopf ... er wird sich in den Todtenwagen gelegt haben zu den Andern ... die erst beim großen Loche absteigen. ...

Und zwar kopflings.

Ja, sie tauchen über Kopf in eine Kalklösung ein.

Wahrhaftig, den Todtenwagen könnte man mit verbundenen Augen erkennen ... Das ist ja ärger als Montfaucon.

Freilich ... das riecht nach Todten, die nicht mehr frisch sind. — sagte der Steinbrecher, denn dieses Leichenfuhrwerk hatte einen widrigen moderigen Geruch.

Ah gut! — rief die Zipolle — der Todtenwagen wird mit dem schönen Reisewagen zusammenfahren. Desto besser! Da riechen diese Reichen den Tod!

In der That war der Artilleriewagen jetzt ganz dicht grade vor dem Reisewagen. Ein Mann in Blouse und Holzschuhen führte die beiden Vorderpferde, ein Trainsoldat lenkte das Deichselgespann.

Die Särge waren in solcher Menge auf diesem Wagen gehäuft worden, daß sein halbrunder Deckel nicht vollständig zuging und man bei jeder Erschütterung des Fuhrwerks, das, schnell fahrend, auf dem sehr ungleichen Pflaster heftig geschüttelt wurde, die Särge mit einander zusammenstoßen sah.

An den funkelnden Blicken des Mannes in der Blouse, an seinem hochrothen Teint sah man, daß er halb betrunken war. Er trieb mit der Stimme, mit den Absätzen und mit der Peitsche seine Pferde an, ungeachtet der vergeblichen Einsprüche des Trainsoldaten, der seine Pferde kaum halten konnte und wider seinen Willen dem regellosen Fahren des Kärners folgen mußte. So war der Trunkenbold von seinem Weg abgewichen, fuhr gerade auf den Reisewagen zu und stieß mit ihm zusammen.

Bei diesem Stoße flog der Deckel des Artilleriewagens auf und ein Sarg wurde durch die heftige Erschütterung herausgeschleudert, beschädigte die Wagenthür des Reisewagens und fiel dann mit dumpfem, mattem Ton auf das Steinpflaster.

Dieser Fall riß die eilfertig zusammengenagelten Breter aus einander und mitten unter den Splittern des Sarges sah man eine blaufarbige, nur halb in ein Tuch eingehüllte Leiche hinfallen.

Bei diesem gräulichen Anblicke stieß die Frau von Merinval, die mechanisch aus dem Wagenfenster gesehen hatte, einen lauten Schrei aus und fiel in Ohnmacht.

Die Menge wich entsetzt zurück. Die nicht minder entsetzten Postillone benutzten den Raum, der sich durch das plötzliche Zurückweichen der Menge beim Herankommen des Todtenwagens vor ihnen bildete, gaben ihren Pferden die Peitsche und eilten nach dem Quai.

In dem Augenblicke, als der Reisewagen hinter den letzten Gebäuden des Hotel-Dieu verschwand, vernahm man aus der Ferne das helle Geschmetter einer lustigen Musik und die von Mund zu Mund wiederholten Worte:

Die Choleramaskerade!

Diese Worte kündigten eine der halb possenhaften, halb gräßlichen und kaum glaublichen Episoden an, die während des Zunehmens der Seuche vorkamen.

Wahrlich, wenn nicht die Aussagen von Augenzeugen vollkommen mit den Berichten in öffentlichen Blättern über diese Maskerade übereinstimmten, so würde man glauben, es handle sich nicht um eine wirkliche Thatsache, sondern um das Hirngespinnst irgend eines wahnsinnigen Kopfes.

Die Choleramaskerade erschien also auf dem Vorplatze der Notredamekirche, als Herrn von Merinval's Wagen nach dem Quai zu verschwand, nachdem er mit dem Todtenwagen zusammen gefahren war.

(Fortsetzung folgt.)

Verhandlungen der zweiten württembergischen Kammer über die Censurkosten.

Wir geben nachstehend nach dem Schwäbischen Merkur die Verhandlungen der **württembergischen** Abgeordnetenkammer in der Sitzung am 21. April über die Censurkosten, für welche die Regierung 1500 Fl. gefodert hatte. Nachdem die Finanzcommission über ihren Antrag, zur Tagesordnung zu gehen, gesprochen, ergriff Abg. Rettenmair das Wort. Er sei ein Feind der Censur, weil durch dieselbe das verfassungsmäßige Recht auf Preßfreiheit beschränkt werde. Misbräuche der Presse von Einzelnen können kein Recht geben, daß das ganze Volk solche büßen solle. Der Misbrauch könne durch gesetzliche Bestimmungen in Schranken gehalten werden. Kürzlich habe man vom Schweigsystem in den Strafanstalten gesprochen und solches gemisbilligt, die Censur sei aber noch mehr zu verwerfen. Durch Fesselung der Presse werde der Willkür Thür und Thor geöffnet ꝛc.; er stimme gegen die Censurkosten.

Abg. Dekan v. Strobel: Wenngleich, so lange die Bundesbeschlüsse bestehen, jedes Wort gegen die Censur vergebens sei, so sei es doch erlaubt, über die Zweckmäßigkeit oder Unzweckmäßigkeit derselben sich auszusprechen, in welcher Hinsicht er einen besondern Punkt berühren müsse. Die Censurbehörde scheine die religiösen und kirchlichen Verhältnisse wenigstens in neuester Zeit völlig der freiesten Besprechung überlassen zu haben. Aber mit welcher Frechheit, mit welchem Spott und Hohn gegen die katholische Kirche werde diese Besprechung geführt und dürfe, auch der bestehenden Censur ungeachtet, geführt werden! Er habe hier nicht einmal die ausländischen Blätter, die leipziger, mannheimer, frankfurter ꝛc. im Auge, er weise blos auf inländische Blätter, die Ulmer Schnellpost, die Volksblätter, welche in Stuttgart redigirt werden, besonders auf das neue Tageblatt hin. Kein Katholik könne diese Blätter in die Hand nehmen, ohne sich auf das tiefste verletzt zu fühlen, ohne Das angetastet, entstellt, geschmäht zu sehen, was ihm ehrwürdig und heilig sei. Man lese die Blätter vom Februar d. J., wo die Katholiken aufgefodert werden, sich von Rom, wo nichts als Lug und Trug, Finsterniß und Irrthum herrsche, loszureißen. (Der Redner trägt hieraus Einzelnes vor.) Man lese ferner die Nummern 50, 65, 67, 70, 71, wo die katholische Kirche gehöhnt und geschmäht, die Geistlichen als Heuchler, unduldsam, gefährlich dargestellt, wo die Protestanten aufgefodert werden, den neuen Sekten und Glaubensbekenntnissen alle Hülfe zu leisten, damit sie wachsen und gedeihen; wo diese Blätter Alles gethan haben, was in ihrer Macht war, um die Ronge'sche Brandfackel mit fanatischer Intoleranz unter die aufgehäuften Brennstoffe zu schleudern. Daß es nicht recht brennen wolle, sei nicht ihre Schuld, sie haben sich an dem festen Sinn und Glauben der Katholiken verrechnet und weiter nichts gewonnen, als daß ein paar lüderliche Geistliche und ein paar Hundert dem Glauben schon vorher entfremdete Katholiken die Zahl der Radicalen des Unglaubens und des jungen Deutschlands vermehren halfen ꝛc. Und das Alles unter den Augen der Censurbehörde. Er frage nun, ob Das Toleranz, ob Das christliche Liebe sei, mit der man so viel Aufhebens mache, ob Das der rechte Weg sei, Frieden und Einigkeit unter den Religionsparteien zu pflegen und zu erhalten? Müssen auf diese Weise nicht am Ende die Herzen der Katholiken ihren neben ihnen wohnenden protestantischen Mitbürgern entfremdet werden? Er sei weit entfernt, zu glauben, daß die Regierung hier irgendwie eingewirkt habe, aber es halte schwer, dem Volke diesen Glauben zu benehmen. Man möge ihm diese Aeußerungen nicht übel nehmen, er halte sich dazu um so mehr für berechtigt, als er sich bewußt sei und keinen Widerspruch fürchten dürfe, daß er während seines geistlichen Wirkens durch volle 42 Jahre weder in öffentlichen Vorträgen noch im gewöhnlichen Leben auch nur ein Wort sich je erlaubt, wodurch Andersglaubende sich verletzt fühlen konnten. Dasselbe könne er von den Geistlichen seines Dekanats, dem er 31 Jahre vorstehe, und von denen der benachbarten Dekanate, ja von allen katholischen Geistlichen des Landes, mit vielleicht kleiner Ausnahme, sagen. Sollten die Katholiken nicht dieselbe Behandlung erwarten dürfen? Er glaube also, sich im Sinne nicht nur der katholischen Geistlichen, sondern auch des ganzen katholischen Volks und selbst aller edelden-

kenden Protestanten auszusprechen, wenn er die Schmähungen der zügellosen Tagespresse mit Entrüstung zurückweise. Freilich können die Katholiken sich nicht vertheidigen, da ihnen kein concessionirtes katholisches Blatt zu Gebote stehe und sie sonst kein Organ haben, in dem sie sich auszusprechen, die falschen Angaben aufzudecken und sich zu vertheidigen vermögen. Aber eben darum dürfe man sich nicht wundern, daß nun auch die Katholiken den Wunsch nach Preßfreiheit laut werden lassen; sie sehen darin, da ihnen die Censur keinen Schutz gewähre, das einzige Mittel zu ihrer Vertheidigung. Er werde sich auch unter diesen Umständen Denen anschließen, welche auf Abstellung der berührten Uebelstände irgendwie Anträge stellen werden.

Abg. Wiest: Er erkläre sich gegen die Anerkennung der Censurkosten. Die Censur sei etwas Willkürliches; sie werde ein zweischneidendes Schwert, wenn sie Veranlassung werde, den Religionsfrieden zu stören, wenn sie ein Versteck für die offenbarsten Preßvergehen abgebe und dazu diene, diese straflos zu machen. Seit ungefähr drei Vierteljahren mache es sich der größte Theil der politischen Blätter zu einem eignen Geschäft, alles Das, was Katholiken heilig sei, zu Gegenständen maßloser Verunglimpfung, Verhöhnung, Verspottung und des bittersten Hasses, ja fanatischer Angriffe zu machen. Abwehr und Vertheidigung sei dagegen theils unnöthig gemacht, theils verkümmert. Die württembergischen Blätter machen davon keine Ausnahme; die württembergische Censur werde auf ähnliche Weise geübt wie in Preußen. Auch der Schwäbische Merkur, der sich der Parteilosigkeit rühme, sei nur ein einseitiges Parteiblatt, voll Abneigung und Vorurtheil gegen Katholiken und ihre Religion. Noch vor einem Jahre habe ein anderes System geherrscht, das sich jetzt plötzlich geändert habe. Dies beweise er durch den von ihm selbst redigirten Donauboten, wo er im Februar v. J. eine Notiz wegen des Verbots des Gustav-Adolf-Vereins in Baiern aufgenommen und damit das einfache Raisonnement verbunden habe, daß gegen den Zweck an und für sich nichts zu erinnern, die Bezeichnung desselben aber nicht von der Art sei, das Andenken an die von den Schweden in den katholischen Ländern verübten Gräuel zu verwischen. Die Censurbehörde zu Ulm habe aber diesen Artikel gestrichen. (Der Redner trägt den diesfallsigen Erlaß vor.) Die Verhöhnungen und Beschimpfungen der Katholiken in württembergischen Blättern seien groß, namentlich in der Ulmer Schnellpost. (Der Redner trägt mehre Stellen aus diesem Blatte vor.) Er appellire an das Mitgefühl der Kammer. Man könne ihm nicht entgegnen, daß das Preßgesetz und das Strafgesetzbuch gegen solche Angriffe schützen. Der Dekan Dürr in Ulm habe bei dem dortigen königl. Oberamtsgerichte wegen des Liedes aus der Schneidemühl gegen die Schnellpost geklagt, aber der Criminalsenat des königl. Gerichtshofs zu Ulm habe darin nichts Strafbares gefunden. (Der Redner verliest den diesfallsigen Erlaß.) Er sei weit entfernt, sich gegen diesen Erlaß zu erklären, es sei dies die Ansicht eines unabhängigen Gerichts. Aber welchem Katholiken werde es beikommen, eine Beschwerde oder Klage bei einem Gericht anzubringen! Er sei weit entfernt, gegen eine solche verbrecherische Presse strengere Censurmaßregeln angewendet wissen zu wollen; die Censur sei nicht geeignet, den confessionellen Frieden aufrecht zu erhalten. Nur volle Preßfreiheit sei im Stande, Abhülfe zu gewähren. Dazu gehöre aber die Befugniß, Alles unter Beobachtung der Preßgesetze drucken zu lassen. Für die Ertheilung dieser Befugniß habe man im Jahr 1828 eine Sportel eingeführt und solche in die Hände der Regierung gelegt. Die politische Presse in Württemberg sei in den Händen der Protestanten, das katholische Volk sei hiervon ganz ausgeschlossen. Versuche, zu Wahrung der Interessen desselben Organe zu bilden, seien gänzlich misglückt. Er sei in den Jahren 1832, 1836 und im vorigen Jahre mit seiner Bitte um Herausgabe eines politischen Blattes abgewiesen worden, weil kein Bedürfniß eines solchen Blattes vorhanden sei. Auch der Erbgraf v. Zeil-Trauchburg sowie ein Bürger von Ravensburg haben gleiche Schicksale gehabt. Verdienen die Katholiken eine solche Behandlung, seien sie nicht auch Staatsbürger? Haben die kräftigen Söhne Oberschwabens nicht auch ihr Leben für Vertheidigung des Vaterlandes hingegeben? Die Kammer werde die Gerechtigkeit und Billigkeit seines Antrags nicht verkennen, der dahin gehe, die Regierung zu bitten, die bestehende Ungleichheit in Ertheilung von Concessionen zu Herausgabe politischer Blätter aufzuheben und den Katholiken auch solche Organe zur nothwendigen Wahrung ihrer confessionellen Interessen und zur Vertheidigung und Abwehr solcher Verunglimpfungen ihrer Religion und Kirche zu gewähren.

Abg. Duvernoy: Er wolle sich in Erörterungen über die Natur und das Treffliche der Preßfreiheit und über die Zweckwidrigkeit der Censur nicht einlassen; dieses sei gegenüber von einer Kammer, welche sich in so großer Mehrheit für die Wiederherstellung der verfassungsmäßigen Preßfreiheit ausgesprochen habe, nicht nöthig; es sei dies um so überflüssiger, als hierüber in den frühern Kammern wiederholte Verhandlungen stattgefunden haben, aus welchen die Bitten an die Staatsregierung um Verwirklichung des §. 28 der Verfassungsurkunde in den Jahren 1833, 1839 und 1842 einstimmig hervorgegangen seien. Er sei mit der Commission darin einverstanden, daß heute die Frage nicht vorliege, ob irgend eine Etatsposition für Censurkosten verwilligt werden solle; dagegen sei er mit deren Antrage nicht einverstanden. Der ständische Ausschuß habe das Resultat seiner Prüfung über die Staatsausgaben von 1841—44 den Ständen vorgelegt, wonach jährlich 1500 Fl. für Censurkosten ausgegeben worden seien. Die Stände hätten nun die Pflicht, hierüber zu entscheiden. Für Censurkosten sei nichts verwilligt worden. Wenn man nun frage, ob nicht der Zweck, für den man die Ausgabe gemacht, ein nothwendiger oder nützlicher sei, so müsse man diese Frage verneinen. Die Verfassungsurkunde sichere Preßfreiheit in ihrem vollen Umfang, unter Hinweisung auf Repressivmaßregeln gegen den Misbrauch, zu. Die Censur widerspreche auch dem Grundgesetze des Deutschen Bundes selbst (Art. 18, welchen der Redner verliest). Halte man den letztern Satz desselben mit seinem übrigen Inhalte zusammen, so könne man nur darauf kommen, daß den Angehörigen der deutschen Bundesstaaten wirklich Preßfreiheit zugesichert worden sei, und man sich nur vorbehalten habe, über die Gleichförmigkeit der Verfügungen sich später zu vereinigen. Man könne unmöglich, wie die Commission meine, unterlassen, auf eine nähere Erörterung des Gegenstandes einzugehen. Er gebe zu, daß die Bundesbeschlüsse vom 20. Sept. 1819 und 26. Aug. 1824 existiren; eine andere Frage aber sei, ob sie mit dem Grundgesetze des Bundes selbst sowie mit der Verfassungsurkunde in Einklang zu bringen seien. Nach den Artikeln 1 und 2 der Bundesacte, welche den Zweck dieses völkerrechtlichen Vereins aussprechen, lasse sich fragen, ob die Abänderung eines Landesgesetzes durch die Bundesversammlung sich mit der Souverainetät des betreffenden Staats vereinigen lasse. Schon der Pariser Frieden habe als Grundsatz die Selbständigkeit der einzelnen Staaten aufgestellt: „nur ein Föderativband solle sie umschlingen. Dieser Grundsatz sei in der Bundes- und in der Wiener Schlußacte durchgeführt. In verschiedenen Artikeln der letztern sei anerkannt, daß die garantirte Unabhängigkeit im Allgemeinen jede Einwirkung des Bundes in die innern Einrichtungen und die Verwaltung der einzelnen Bundesstaaten ausschließe. Aus diesem Grunde habe auch die Krone Baiern bei Verkündigung dieser Schlußacte und anderer Bundesbeschlüsse die Clausel: „so weit solche nicht mit den Landesgesetzen im Widerspruche stehen". Die Beschlüsse dürfen mit dem Geiste der Bundesacte nicht im Widerspruche stehen noch von dem Grundcharakter des Bundes abweichen. Ein sehr angesehener Staatsmann (Rudhardt) sage daher über die Bundesbeschlüsse, daß solche, die mit dem Grundvertrag im Widerspruche stehen, selbst dann, wenn die äußere Form vorhanden sei, nicht zu Recht bestehen. Auch beim Bundestage selbst scheine über den Art. 18 der Bundesacte die gleiche Ansicht die herrschende zu sein, welche er habe; denn die Bundesversammlung habe keinen Anstand genommen, die Verfassung des Großherzogthums Sachsen-Weimar, welche vollständige Preßfreiheit zusichere, unter ihre Garantie zu nehmen. Es sei vielleicht nicht ohne Interesse für die Kammer, Proben der Thätigkeit der Censur kennen zu lernen, um zu erfahren, für was denn das Geld ausgegeben worden sei. (Der Redner trägt aus dem censirten Beobachter eine Reihe gestrichener und amendirter Stellen vor.) Der Zweck, den man durch die Censur erreichen wolle, werde nicht erreicht, sie erzeuge nur Mismuth, was auch die Vorträge Wiest's und v. Strobel's bewiesen. Er beantrage daher, die Ausgabe für Censurkosten als gerechtfertigt nicht anzuerkennen.

Abg. Seeger kann die Beleidigungen der katholischen Kirche durch protestantische Schriftsteller nicht billigen, obgleich hier gegenseitig gefehlt werde. Nichts sei unverantwortlicher und verdammlicher als hämische und leichtfertige Angriffe gegen Religion und Kirche. Im Allgemeinen sei zu bemerken, daß die Vertheidiger der Censur ganz den großen Nachtheil übersehen, welcher dadurch für die Literatur entstehe, indem sich ernste und denkende Männer von derselben immer mehr zurückziehen und sie unreifen Leuten und bezahlten Scriblern überlassen. Die Wirkung, daß die Entwickelung der bürgerlichen Aufklärung zurückgedrängt werde, trete erfahrungsmäßig nicht ein, die Deutschen werden allmälig Männer, und die Censur könne sie nicht wieder zu Kindern machen. Ebenso werde die Ansicht, daß die Völker nur mit der Censur regiert werden können, durch die Beispiele anderer Völker widerlegt und finde auf das ernste, denkende, mit gemüthlicher Liebe und Verehrung an seinen angestammten Fürstenhäusern hängende deutsche Volk am wenigsten Anwendung. Die Frage, ob die Einführung der Censur nach der Verfassung zulässig sei, sei zu verneinen, weil die constituirende Versammlung, unter stillschweigendem Anerkenntniß der Regierung (wie aus dem Protokoll nachgewiesen werden könne), den organischen Beschlüssen des Bundes einen solchen Sinn nicht beigelegt habe, daß darunter der Beschluß über Einführung der Censur fallen könnte. Auch sei die Regierung durch ihre bundesgesetzliche Stellung nicht genöthigt gewesen, jenem Beschlusse beizutreten. Hiernach könne die Censur nicht als verfassungsmäßig angesehen und die Kosten derselben können nicht anerkannt werden.

Abg. v. Werner: Er beschränke sich darauf, vom allgemeinen Standpunkte aus mit einigen Worten zu zeigen, daß und warum die Censur dem Zwecke, den man bei ihrer Einführung im Auge hatte, nicht entsprochen habe und auch nie entsprechen werde. Man wollte das Böse im geschriebenen Worte verhindern und führte deswegen die Censur ein. Allein er meine, in Allem, was das geistige Gebiet des Menschen betreffe, sollte man streng den Gesetzen folgen, nach welchen sich die ganze höhere moralische Weltordnung richte. In dieser sei das Böse zugelassen, nicht damit es geschehe, sondern damit der Mensch nach freier Selbstbestimmung es überwinde und so in diesem Kampfe seine geistige Reife, seine sittliche Höhe erreiche. Vom Einen habe er Frieden und Segen, vom Andern Unfrieden und Fluch, und dies sei schon hier die Strafe, die dem Bösen auf dem Fuße folge. Die freie Gedankenäußerung sei das heiligste Gebiet des Menschen, er sei sie sich, er sei sie seinen Mitmenschen schuldig, die Entwickelung des ganzen menschlichen Geschlechts sei hierdurch bedingt; werde er hierin beschränkt, so greife man seine geistige Freiheit an, die selbst Gott nie antaste, und unterdrücke mittelbarerweise mit dem Bösen auch das Gute, das man nicht unterdrücken wollte. Der gedachte böse Gedanke sei darum aber doch vorhanden und werde, wenn er unterdrückt worden sei, durch mündliche Rede sich geltend machen, dann wirke er aber im Stillen viel gefährlicher fort, als wenn er offen hätte hervortreten, dann aber auch offen bekämpft werden können. Grade aber das Letztere geschehe in denjenigen Staaten, in welchen die Censur bestehe, in der Regel nicht, weil man sich nicht dem Vorwurf aussetzen wolle, man diene einer unfreien Presse. Verbotene Schriften können ohnehin nicht widerlegt werden, weil man sie ignoriren müsse. Mögen auch vor 25 Jahren außerordentliche Verhältnisse eine außerordentliche Maßregel nöthig gemacht haben, so haben sich indessen diese sehr zum Bessern gewendet, und gewiß sei unter den jetzigen Umständen die Censur mindestens ein sehr vergebliches Institut. Dies werde auch immer allgemeiner erkannt, und wir sehen bereits, daß sich in allen Ländern Deutschlands alle Stimmen dahin vereinigen, um von ihren Regierungen die Aufhebung oder Milderung der Censur zu erbitten. So viele, so oft wiederholte Bitten werden gewiß auch endlich Erhörung finden, besonders jetzt, wo denselben auch die Macht der Umstände entgegenkomme, denn wir können es uns nicht verbergen, daß die Gegenwart von einer geistigen Bewegung ergriffen sei, die eine freie Gedankenäußerung unabweislich fodere, bei welcher es den Regierungen auch beim besten Willen nicht mehr möglich werde, in Ausübung der Censur ihre Unparteilichkeit auch fernerhin von jedem Vorwurfe frei zu halten. Es sei also selbst im Interesse der Regierungen, an die Stelle der Censur die freie Presse zu setzen, mit einem angemessenen Preßgesetze gegen den Misbrauch der Presse.

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortliche Redaction: Professor Bülau.
Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.